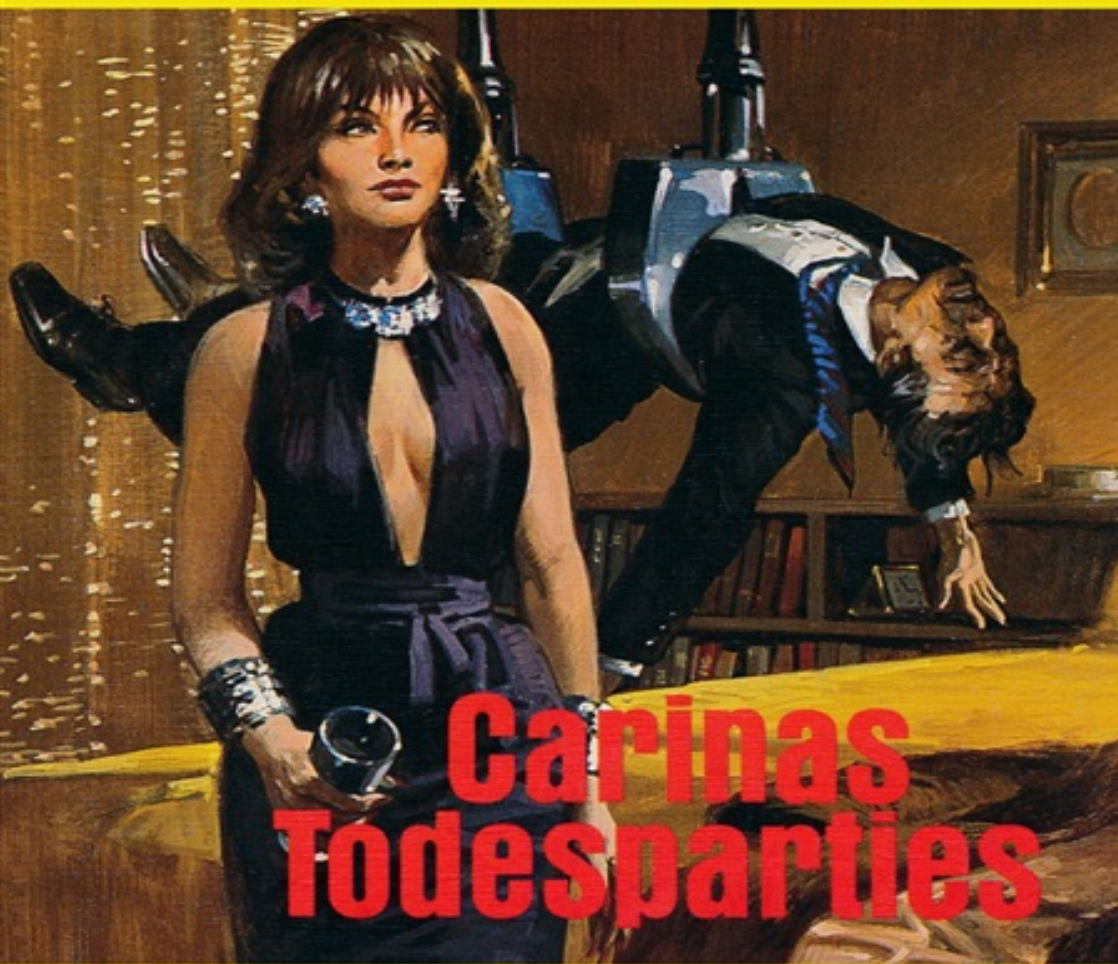


GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Carinas Todesparties

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Carinas Todesparties

John Sinclair Taschenbuch Nr. 69

von Jason Dark

erschienen am 09.12.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Carinas Todesparties

Eine Zeitung wählte Carina Colby zur schönsten Witwe der Welt. Ein Gourmet-Journal berichtete über ihre außergewöhnlichen Parties, auf denen man nicht nur schlemmen, sondern auch mit dem Jenseits Kontakt aufnehmen konnte. Eines Tages wurde auch ich eingeladen. Es wurde die schaurigste Party meines Lebens...

Wie kleine Messer schrammten die roten Fingernägel durch Colbys Gesicht und rissen die Haut auf.

Der Schlag danach hatte ihn auch noch hart erwischt. Dicht unterhalb der Gürtellinie war die Faust in seinem Leib explodiert. Die Faust einer Frau — seiner Frau!

James Colby konnte es noch immer nicht fassen. Er hockte in dem stockdunklen Verlies, dachte über sein Schicksal nach und spürte das Brennen im Gesicht.

Carina hatte ihn geschlagen. Carina hatte ihn mit ihren Fingernägeln bearbeitet.

Carina, Carina... immer wieder sie. Die Frau, die er liebte, die er vergötterte.

Sie hatte ihn so enttäuscht, aber hatte man ihn nicht gewarnt? Diese Frau ist nichts für dich, die ist dir über, die macht dich irgendwann fertig. So hatte James Colby es gehört, aber nicht auf die Ratschläge und Warnungen der Freunde geachtet. Carinas Faszination hatte ihn überschwemmt wie eine gewaltige Woge.

Und jetzt hockte er, der mächtige Industrieboß James Colby, wie ein Häufchen Elend in einem Verlies, abgeschirmt von der übrigen Welt, völlig allein, ohne Chance, aber mit der Angst im Nacken. Die Angst war furchtbar. Sie drückte, sie kam von überall her. Sie preßte sein Herz zusammen, sie wühlte hinter seiner Stirn, beeinflusste die Gedanken und lähmte ihn.

Die Angst und das Brennen. Beides Beweise für die Schrecklichkeit des Augenblicks, der nicht verging und sich ständig dehnte. Er hatte noch den Knall der Tür im Ohr und das häßliche Lachen seiner Carina, als der Schlag ihn in das Verlies katapultierte, wo er mit dem Rücken aufgeschlagen war und sich nur mühsam erhoben hatte. Wie ein Tier war er auf die Tür zugekrochen, hatte sich gekniet, den Arm ausgestreckt und die Klinke erreicht.

Eine völlig normale Metallklinke, doch keine Chance, die Tür zu

öffnen, da Carina sie von der anderen Seite abgeschlossen hatte. Was wollte sie eigentlich von ihm? Töten, verhungern lassen. Oder würde sie selbst noch einmal erscheinen, um von ihm auf mörderische Art und Weise Abschied zu nehmen?

Schießen konnte sie. Sie hatte des öfteren geübt, auch unter seinen kritischen Augen, und sie war auf dem Schießstand ein As gewesen. Carina Colby — sexy, charmant, beliebt, der Glanzpunkt jeder Party, das war die eine Seite.

James kannte auch noch die andere.

Kalt, berechnend, manchmal grausam, egoistisch und auch tödlich. Hinter der Maske des Engels verbarg sich ein weiblicher Teufel, der dem Satan Konkurrenz machen konnte.

Sie hatte immer sehr viel von dem Bösen gehalten. Es hatte Carina fasziniert. Satansglauben, Teufelskult, äußerliche Schönheit, aber innerer Moder.

Viel zu spät hatte James dies bemerkt. Carina war seine zweite Frau gewesen. Die erste, Lucy, hatte, als er ihr die Scheidung anbot, ihn nur sehr traurig angesehen und die Schultern gehoben.

»Du mußt es wissen, James.« So hatte sie gesprochen. »Aber die macht dich fertig.«

Wie recht Lucy doch gehabt hatte. Jetzt war er fix und fertig. Angst peitschte ihn. Carina hatte ihm bewiesen, wie stark sie war. Sie war ihn losgeworden und würde alles an sich ziehen. Macht, Geld, Einfluß!

Der Boden war kalt, auf dem er hockte. Rauher Stein, an einigen Stellen feucht und schleimig, als hätte jemand Rasierschaum über ihn geschmiert. In den Ritzen zwischen den einzelnen Steinen klebte der weiche Dreck. Die Luft stank. Jedesmal, wenn er einen tiefen und keuchenden Atemzug tat, spürte er den widerlichen Geschmack im Hals. Er hatte Durst. Nicht allein seine Kehle brannte, auch das Gesicht. Die Wunden schmerzten, er hätte sie gern gekühlt, doch es

gab keinen Tropfen Flüssigkeit in diesem verdammten Verlies. Hier konnte er jammern, flehen und schreien.

Niemand würde ihn hören. Höchstens seine Frau, aber die würde sich hüten, einzugreifen. Er traute ihr zu, daß sie sich hinter der Tür aufhielt und sich an seinen Qualen ergötzte.

Er war bis zu einer Wand gekrochen, halte sich aufgesetzt und die Steine als Rückenstütze benutzt. Blut rann nicht mehr aus den Wunden. Es war gegen den Kragen gelaufen und erst von ihm gestoppt worden. Zitternd hob er einen Arm und tastete nach den feuchten Streifen in seinem Gesicht. Wenn er sie berührte, zuckte sofort der Schmerz auf, und er spürte auch die Feuchtigkeit und die Nässe des Bluts. Was konnte sie vorhaben? Wollte sie ihn tatsächlich elendig umkommen lassen?

Sicher, es gab einen Grund. Wenn sie das geschafft hatte, gehörte ihr alles. Sein gesamtes Vermögen würde auf sie überfließen, und man hatte schon für weniger Geld Menschen umgebracht.

Carina Colby! Er dachte über den Namen nach. Sie war beliebt gewesen, aber auch gefürchtet. Ihre Parties hatten Maßstäbe für die Gesellschaft gesetzt. Sie waren nie langweilig gewesen, denn für jede Feier hatte sie sich einen anderen Ort ausgesucht. Ein Kino oder eine leerstehende Fabrik. Sogar in einem Zug hatten sie gefeiert und auf einem Schiff. Die alte Gespensterburg war auch einmal ein Treffpunkt gewesen, und bald würde wieder eine ihrer berühmten Parties steigen.

Diesmal ohne James, aber mit Fiona, ihrer Vertrauten. Einem gefährlichen Weib, das offiziell als Hausdame geführt wurde. Fiona war mehr, viel mehr, nur konnte das nicht bewiesen werden. Sie und Carina hatten ein besonderes Verhältnis zueinander. Wer wem hörig war, wußte er nicht, aber Carina tat alles, was Fiona wünschte. Und Fiona kannte sich aus. Sie besaß ein phänomenales methaphysisches Wissen, über das James erst gelächelt hatte, das ihm aber jetzt

allmählich angst machte.

Manchmal hatte er das Gefühl, daß Fiona noch stärker war als ihre Herrin Carina.

Mit der Angst kam auch die Kälte. Sie kroch ebenfalls in seinen Körper, unterkühlte ihn, und ihn überkam das große Zittern. Seine Zähne schlugen zusammen, die Kälte und die Angst ließen ihn beben. In den Augen spürte er das Brennen, über seinen Rücken rann eine Gänsehaut, und er konnte auch nichts dagegen tun, daß sich seine Augen mit Tränen füllten.

Er hatte überhaupt nicht gewußt, daß es dieses alte Verlies gab. Ohne sein Wissen mußte es Carina gelungen sein, das Haus für ihre Zwecke und Pläne umzubauen.

Ja, sie hatte ausschachten lassen, das war ihm bekannt gewesen. Aber er hatte damals auf eine Dienstreise in die Staaten gemußt, und Carina hatte nicht mitfahren wollen, was ihn wiederum wunderte. Heute war ihm der Grund klar.

»Verdammtes Weib!« keuchte er flüsternd. »Verdammte Bestie! Was hast du nur mit mir vor?« Für wenige Sekunden wurde die Angst von der Wut auf seine Frau abgelöst, aber das ging schnell vorbei, zudem hatte er ein ungewöhnliches Geräusch vernommen.

In der Stille klang es doppelt laut. Es war ein Schaben oder. Kratzen, und es hörte sich an, als würde jemand etwas Hartes über den Steinboden ziehen. War es außerhalb oder innerhalb des Verlieses? James Colby wußte es nicht genau, er hielt den Atem an, konzentrierte sich und spürte die Gänsehaut.

Das war innen!

Er lauschte. Sekunden verstrichen. Jede Zeiteinheit war für ihn eine Folter. Irgend etwas stimmte nicht mehr, es war anders geworden. Kein Geruch durchdrang das Verlies, aber dennoch ein gefährliches Flui-dum, über das er sich wunderte und das ihm gleichzeitig angst machte. Das Geräusch wiederholte und verstärkte sich!

Diesmal so laut, daß es das gesamte Verlies ausfüllte, und es endete mit einem dumpfen Schlag.

Danach war es still.

Gefährlich still, so daß sich die Angst des Mannes noch weiter verstärkte. Er wußte plötzlich, daß er nicht mehr allein in dem Raum war. Etwas war zwischen die vier Wände eingedrungen, das für ihn grausam und tödlich werden konnte. Einen Beweis dafür hatte er nicht, aber er fühlte es sehr genau.

Etwas anderes, für das es keine Erklärung gab, das möglicherweise nicht von dieser Welt stammte.

Es war furchtbar, schlimm, obwohl er nichts mehr hörte. Aber es kam, und es verstärkte sich.

Er hatte seine Augen weit aufgerissen, starrte in die Finsternis und konnte trotzdem nichts erkennen. Nicht einmal die Richtung des Geräusches fand er heraus. Es war einfach überall und füllte das Verlies aus.

Ein unheimlich klingendes Keuchen, Schmatzen und Schlürfen, als würde ein gewaltige Tier irgend etwas fressen oder in sich hineinsaugen. Die Laute an sich waren schon schlimm, hinzu kam noch die drückende Dunkelheit, die das Grauen weiter verstärkte.

James Colby rührte sich nicht. Sein Körper war naß. Kalt klebte der Schweiß auf seiner Haut. Auch über sein Gesicht rannen die dünnen Bahnen. Er wußte nicht, ob es sich dabei um Schweiß oder um Blut aus den Wunden handelte.

Das Keuchen verstummte. Die unnatürliche Stille zerrte ebenfalls an den Nerven des Mannes. Hatte er Glück gehabt? War das andere vielleicht verschwunden? Hatte er sich die Dinge nur eingebildet? Durch die Nase holte er Luft. Er hockte auch noch weiterhin am Boden, aber er wollte sich hinstellen, doch das fiel ihm schwer. Vornübergebeugt stand er total entkräftet da, lauschte, roch, konzentrierte sich und nahm auch den widerlichen Gestank wahr, der

ihm plötzlich entgegenwehte. Eine Mischung aus Moder- und Leichengeruch.

Das Schaben kam ihm vor wie eine tödliche Lockung, der er nicht entgehen konnte, die immer näher kam und ihn in den nächsten Sekunden erreicht haben würde.

Da konnte er sehen.

Es war kein Licht, das durch das Verlies geisterte. Ein eigentümliches, unwirkliches und unheimliches Glühen von einer grünlichen Farbe. Nur allmählich wurde es heller, und so bekam er sehr genau mit, was sich da aus dem Dunkel hervorschälte. Es war ein Untier. Die widerliche Ausgeburt einer höllischen Kreatur. Ein Mittelding zwischen Echse, Schlange und Mensch. Es stank fürchterlich. Diesen Geruch strahlte sicherlich der Schleim ab. Er lag als Schicht auf und am Körper des unheimlichen Wesens. Der Schleim tropfte auch aus dem froschartigen Maul und klatschte zu Boden.

James Colby kannte dieses Phänomen nicht. Es war ja nicht allein der Körper, der ihn so erschreckte, auch das innere Licht, das in diesem Untier steckte, brachte ihn aus der Fassung. Sämtliche Blutbahnen strahlten das grüne Licht ab.

Noch kroch das Untier über den Boden. Seine Schuppenhaut unter dem Schleim glänzte. Immer wenn das Maul weit aufklaffte, wurde der Verwesungsgeruch unerträglich. Er mischte sich mit dem Gestank des widerlichen Schleims.

Kurze Arme und Beine hatte das Wesen. Die Bauchdecke schimmerte weißlich. Es stemmte sich hoch, um aufrecht zu gehen, und da hatte es Ähnlichkeit mit einem Menschen.

Aber Menschen sollten auch seine Opfer werden. James Colby war Realist genug, um dies einzusehen. Er würde dem Untier nicht entkommen. Colby schaute auf die Augen.

Sie standen weit auseinander in diesem schuppigen, froschähnlichen

hon Gesicht. Auch zwischen ihnen zog sich die Schleimspur hin, die wie ein dünner Film über den Pupillen lag. Der nach Moder stinkende Schleim war in dem offenen Maul deutlich zu sehen.

Zähne sah der Mann nicht. Im Normalfall hätte ihm das Hoffnung gegeben, aber nicht in diesem verdammten Verlies, in dem es keinen Ausweg für ihn gab.

Weiß kamen ihm die Augen vor. Sie erinnerten an die etwas aufgerauhte Haut bei Tennisbällen.

Und es war aus einer Luke gekrochen. Etwas Ähnliches wie eine Falltür mußte das Untier mit seiner Körperkraft von der unteren Seite in die Höhe gedrückt haben. Aus dem Boden hatte sich ein Viereck gelöst, das zur Seite gekippt war.

Echse, Mensch und Schlange. Drei Lebewesen vereinigten sich in diesem Monstrum. Es schob sich über den Boden, und auch James Colby bewegte sich.

Er hatte seine Schmerzen vergessen, zudem die Erinnerung an seine Frau gelöscht. In diesen Augenblicken wollte er nur leben. Nicht in die Klauen des Untiers geraten.

Leben, lachen, laufen...

Das letzte war nicht mehr zu schaffen. Nach wenigen Schritten schon stoppten ihn die Wände. Und das Monstrum bemerkte, was der Mann vorhatte. Geschickt verkürzte es den Winkel, duckte sich dabei und preßte sich dann mit dem Unterkörper gegen den Steinboden. So schob es sich praktisch auf seinen Gegner zu, dessen Fluchtchancen rapide sanken, und dennoch versuchte er es.

James Colby hatte in seinem Leben immer gekämpft. Nicht mit Fäusten oder Waffen, sondern mit der Kraft seines Geistes. Es hatte nur wenige Situationen gegeben, in denen er überfahren worden war. Und so sprang er über das Monstrum hinweg. Vielleicht konnte er durch die Luke entkommen. Sie kam ihm plötzlich vor wie die große Hoffnung, die Lebensrettung.

Er schaffte den Sprung auch, aber er konnte nicht jubeln, denn mit dem rechten Fuß zuerst landete er zwar auf dem Boden, gleichzeitig auch in einer Schleimpfütze, die so glatt und glitschig war, daß er sich nicht auf den Beinen halten konnte, mit beiden Armen ruderte und das Gleichgewicht verlor.

Er fiel hin.

Auf den Rücken knallte er. Auch der Hinterkopf wurde in Mitleidenschaft gezogen, während sich das Monstrum träge herumdrehte und plötzlich über ihm war. Mit diesem Riesenmaul hätte es auch einen Menschen verschlucken können.

Damit rechnete James Colby auch, nur hatte er sich verrechnet. Das Untier wollte ihn nicht fressen.

Der Schleim war seine Waffe.

Überall spürte ihn James. An den Armen, zwischen den Fingern, auf dem Gesicht. Der Gestank raubte ihm den Atem, und der Schleim rollte ihn regelrecht ein.

Colby bekam keine Luft mehr. Er hatte noch die Augen aufgerissen, schaute durch die dünne Schleimschicht und sah über ihr etwas Grünes, das sein gesamtes Blickfeld einnahm.

Die Atemluft wurde ihm abgeschnitten. Der grüne Schatten verschwand allmählich und wurde von einer anderen Farbe abgelöst. Von einer schwarzen.

Der Farbe des Todes...

James Colby starb, ohne zu wissen, weshalb.

Ich bekam gelbe Gummistiefel, die innen feucht waren. Das nahm ich gern in Kauf, denn auf dem Weg in die Unterwelt konnte man keinen geputzten Marmorboden erwarten.

»Passen sie?« fragte der Mann, der mir die Stiefel übergeben hatte.

Die Zehen hatten noch Spiel. »Ja, so einigermaßen.«

Der Mann war zufrieden und gab mir zur Sicherheit noch eine

Gummijacke, die ich ebenfalls überstreifte. Einen Helm mußte ich auch noch aufsetzen, und so sah ich dann aus wie ein Londoner Kanalarbeiter.

In die Kanäle ging es auch. Ein Säuberungstrupp hatte dort eine ungewöhnliche Leiche gefunden. Mehr wußte ich auch nicht. Man hatte Scotland Yard zuerst nicht alarmiert, aber die normalen Kollegen hatten richtig geschaltet, denn Chefinspektor Tanner, der sich um den Mordfall hätte kümmern müssen, wußte sofort Bescheid, wer für diese Sache zuständig war.

Suko war im Büro geblieben. Es reichte, wenn sich einer von uns in diese unterirdische Welt begab, in der es bestialisch stank. Besonders im Sommer und bei schwülem Welter.

Meinen Kollegen Tanner würde ich am Fundort nicht finden. Dafür begleitete mich ein Ingenieur der Stadtverwaltung. Er hieß Walter King und hatte mir auch die Kleidung mitgebracht.

King kannte sich aus. Er hatte selbst in der Tiefe angefangen und war eine Kanalratte gewesen. Dann hatte er sich hochgearbeitet und besaß nun einen Schreibtisch in der Verwaltung.

»Waren Sie schon mal dort unten?« fragte er mich.

Ich schaute in sein Gesicht. Es war beneidenswert braun. Ein Urlaub lag hinter dem Mann. »Ja, schon einige Male.«

»Dann wissen Sie ja, wie es dort zugeht.«

»Und ob.«

»Ich kann trotzdem vorgehen?«

»Bitte.«

Der Mann stieg in das Gullyloch. Es lag in einer schmalen Seitenstraße, nicht weit vom Ufer der Themse entfernt. Arbeiter hatten eine Straßenhälfte gesperrt.

Aus dem Loch strömte ein widerlicher Geruch, und der Gestank verstärkte sich noch, als ich die Leiter hinabkletterte. Mich nahm die Welt der Kanäle auf. Eine widerliche Welt, aber sie mußte sein, und

es mußte auch die Männer geben, die dort unten arbeiteten. Vor den Kameraden konnte ich nur den Hut ziehen.

King war es gewohnt, über schmale Leitern zu klettern. Er erwartete mich am Grund und hatte seine Lampe eingeschaltet, die ihren Schein in die stinkende Dunkelheit schickte.

Er nickte mir zu. »Wir müssen ein paar Schritte laufen. Die Leiche klemmte an einem Sperrgitter fest.«

»Wie sieht es mit dem Licht aus?«

Er winkte ab. »Es reicht aus. Wir haben Scheinwerfer aufgestellt.«

Ich war auf die Leiche gespannt. Viel hatte ich nicht zu hören bekommen. Tanner war sehr schweigsam gewesen, das ließ bei ihm dann tief blicken. Wahrscheinlich handelte es sich bei dem Toten um keine normale Leiche. Wir erreichten einen Gang, der ziemlich breit war, eine niedrige Decke besaß und ein Kanalbett, durch das eine dicke, dunkle Flüssigkeit rann, die extrem roch.

King sah meinem Gesichtsausdruck an, daß mir der Geruch überhaupt nicht paßte. Er hob die Schultern. »Bei diesem Wetter ist es furchtbar. Da verdunstet auch hier unten relativ viel Wasser. Nach einem langen Regen sind die Kanäle voll. Was Sie jetzt im Kanal sehen, ist fast nur Fäkalien Schlamm.«

»So riecht er auch.«

King lachte. »Vielleicht treffen Sie noch alte Bekannte wieder«, holte er einen Witz aus der Mottenkiste.

»Darauf kann ich verzichten.«

Es wurde ein Weg, der nicht zu meinen Lieblingsstrecken gehörte. Unter der Decke glänzte die Nässe, auch an den Wänden hatte sie sich abgesetzt. In langen Streifen rann die Brühe an den Steinen entlang. Ratten sah ich nicht. Dafür anderes Kriechgetier, das sehr schnell verschwand, wenn es vom Lichtstrahl erwischt wurde. King kannte sich gut aus. An einer Kanalkreuzung blieb er stehen und deutete auf die vergitterte Lampe unter der gewölbten Decke. Ich

wischte mir einen Spinnwebenfaden aus dem Gesicht und nickte. »Es scheint nicht mehr weit zu sein.«

»Richtig.«

Im Kanal zur linken Hand sahen wir eine helle Lichtinsel. Ungefähr fünfzig Yards mußten wir gehen, und jetzt hatten wir auch mehr Spielraum, denn die Stege rechts und links der Rinne waren breit wie Gehsteige. Das hier war eine der Hauptstrecken.

Neben mir floß und gurgelte das Wasser. Dieser Hauptkanal war besser gefüllt, es stank auch nicht mehr so penetrant.

Wir waren mittlerweile bemerkt worden. Aus der Lichtinsel lösten sich zwei Schatten. Kings Kollegen kamen uns entgegen. Sie begrüßten den Mann und schauten mich an.

»Das ist Mr. Sinclair«, sagte King. »Er wird sich die Leiche einmal ansehen.«

Der dunkelhäutige Arbeiter mit den großen Augen lachte auf.

»Leiche ist gut.«

»Wieso? Ist es keine?«

»Doch, Sir, doch, aber Sie werden sich wundern.«

Da waren schon wieder die komischen Andeutungen. Allmählich baute sich bei mir eine gewisse Spannung auf.

Das helle Licht in dem Gang blendete mich. Ich mußte aufpassen, wollte ich nicht ausrutschen. Es gab besseres Wasser, um ein Bad zu nehmen. Drei Scheinwerfer leuchteten den Gegenstand an. Ich war noch zu weit entfernt und konnte nur erkennen, daß es sich dabei um einen dunklen Körper handelte, der ziemlich klein war.

Die Arbeiter schufen mir Platz. Auch King drückte sich mit dem Rücken an die Wand.

Mit einem Kopfnicken bedankte ich mich, ging vorbei, dann die nächsten Schritte und stand vor dem Toten.

Der Magen kam mir zwar nicht hoch, aber ich hielt für einen Moment die Luft an. Es war einfach scheußlich.

In der Tat konnten wir uns bei dem Auffanggitter bedanken, das die Leiche gestoppt hatte. Jetzt allerdings lag der oder die Tote halb auf dem Steg an der linken Seite.

Ich sah auch die beiden Stangen, mit denen sie herausgefischt worden war.

Sofort schaute ich mir die Leiche etwas genauer an. Das Gesicht war völlig entstellt.

Zu vergleichen war die Leiche mit einer Mumie. Der Körper war stark geschrumpft.

Zuerst hatte ich an eine Täuschung geglaubt, bis mir auffiel, daß der Fäkaliengeruch in diesem Kanal von einem anderen noch überlagert wurde. Und den Gestank kannte ich.

Es war ein Leichengeruch.

Moder, Friedhof, Vergänglichkeit...

Dafür gab es nur einen Grund. Der Tote strömte ihn aus, aber so stark und penetrant, daß ich skeptisch wurde und an eine normale Verwesung nicht glauben wollte.

Wenn ich genauer hinschaute, konnte ich auch die dünne durchsichtige Schicht erkennen, die den Toten wie ein Kokon umspannte. Das war ein widerlicher Schleim, und er gab auch den Geruch ab. Ich schluckte. Schweiß hatte sich auf meine Haut am Nacken gesammelt. Auch wenn es mir schwerfiel, dies zu glauben, aber ich war der Überzeugung, daß beim Tod dieses Mannes dämonische Kräfte im Spiel gewesen waren.

Den Modergeruch konnte ich als einen Hinweis ansehen. Und so etwas traf auf einen der widerlichsten und schlimmsten Dämonen zu, den ich kannte.

Auf einen Ghoul!

Bevor ich mich wieder hinstellte, ließ ich noch einmal den Blick über die Leiche wandern. Sie war geschrumpft, auch an Armen und Beinen. Das Gesicht war zerknittert wie die Haut eines alten Apfels.

Als ich mich aufrichtete, schaute Mr. King mich an. »Nun, Sir, was sagen Sie?«

»Es ist schwer.«

Er lachte kratzig. »Das haben wir uns auch gesagt. Ihre Kollegen meinten das ebenfalls. Deshalb haben wir Sie geholt. Eine Frage mal nebenbei. Kennen Sie den Mann?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Und wenn es ein Verwandter von mir gewesen wäre, ich glaube kaum, daß ich ihn erkannt hätte.«

»Meinen Sie?«

»Schauen Sie sich den Toten doch mal an. Das ist kein normaler Mensch mehr. Er sieht so aus, als wäre er mumifiziert worden.«

»Aber wie?«

»Da fragen Sie mich zuviel, Mr. King.«

»Ist Ihnen der Geruch auch aufgefallen?«

»Ja. Er paßt nicht hierher. Der ist anders als der Gestank in den Kanälen.«

»Ich habe da an einen Leichengeruch gedacht.«

»Sie liegen richtig, Mr. King.«

»Dann müßte er schon sehr lange hier liegen. Aber das kann auch nicht sein. Die Strecke wird ziemlich oft kontrolliert. Irgend etwas ist da faul und nicht nur der Gestank.« Er lachte über seine letzte Bemerkung.

Ich schaute zurück. Nach einer Weile des Nachdenkens fragte ich: »Wo kann der Tote hergekommen sein?«

»Das ist schwer«, gab King zu. »Wir befinden uns in einem der Hauptkanäle, was nicht heißen muß, daß man die Leiche auch in diesen Kanal hineingeworfen hat. Sie kann auch aus einem der zahlreichen Nebenkanäle stammen, die in den Hauptkanal münden.«

»Die aber zur Zeit wenig Wasser führen. Da müßte der Tote doch auf dem Grund oder im Schlamm hängengeblieben sein.«

»Nicht alle Kanäle führen wenig Wasser!« berichtigte mich der

Fachmann. »Das ist sehr unterschiedlich. Ich kenne mich hier unten ziemlich gut aus, und ich glaube nicht, daß wir den genauen Weg des loten rückverfolgen können.«

»Das befürchte ich mittlerweile auch«, gab ich zu.

King lehnte sich gegen die Wand. »Und wie wird es Ihrer Meinung nach jetzt weitergehen?«

Ich hob die Schultern. »Zunächst einmal lasse ich den Toten abholen. Unsere Spezialisten werden ihn untersuchen. Dann müssen wir ihn identifizieren.«

»Was nicht leicht sein wird.«

»In der Tat. Trotzdem bin ich optimistisch.«

King drückte auf seinen Helm. »Gut, daß ich damit nichts mehr zu tun habe.« Er schüttelte den Kopf. »Ich frage mich nur, wie sich jemand äußerlich so verändern kann. Sollen wir gehen, oder wollen Sie noch bleiben, Mr. Sinclair?«

»Lassen Sie uns gehen.«

»Moment noch.« King gab den beiden Männern Bescheid. Sie sollten bei dem Toten bleiben, bis die Kollegen vom Yard kamen und sich um die Leiche kümmerten. Der Rückweg kam mir kürzer vor. Ich war auch froh, als ich aus dem Gully kletterte und kräftig durchatmen konnte. Londons Luft war wie Balsam, verglich man sie mit dem Mief in der Unterwelt. — Ich ging zu meinem Rover, telefonierte vom Auto aus mit den Kollegen und gab die ersten knappen Meldungen durch. Die Männer wußten, was sie zu tun hatten. Sie würden sehr schnell am Ziel sein.

Mr. King verabschiedete sich von mir mit einem Handschlag. »Ich wünsche Ihnen viel Glück bei der Aufklärung des Falls. Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie es geschafft haben?«

»Sie werden der erste sein, der es erfährt.«

»Okay.«

Ich startete und fragte mich dabei, was jetzt schon wieder auf uns

zurollte...

»Du riechst nach Leiche!« empfing Suko mich.

»Weiß ich«, erwiderte ich und ließ mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen.

Suko saß mir gegenüber und schnüffelte. »Mehr sagst du nicht dazu?«

»Nein.«

»Willst du dich nicht duschen?«

»Später.«

»Man kann das Gefühl haben, als hätte sich ein Ghoul in unserem Büro eingenistet.«

Ich hob die Schultern. »Der Gedanke an einen Ghoul ist gar nicht mehr so verkehrt.«

Sukos Augen wurden groß. »Wieso?«

Ich berichtete ihm jetzt in allen Einzelheiten, was mir widerfahren war.

»Als ich den Leichengeruch so penetrant wahrnahm, ist mir klargeworden, daß unter Umständen ein Ghoul seine schleimige Klaue mit im Spiel gehabt haben könnte.«

»Aber der Tote war kein Ghoul?«

»Das stimmt.«

»Dann muß ihn ein Ghoul umgebracht haben, wenn ich deinen Gedanken mal folgen darf. Nur finde ich eines seltsam. Wir haben Ghoulopfer kennengelernt. Was von ihnen übrigblieb, waren nur Knochen. Blanke Gebeine und keine Mumie wie bei dieser Sache.«

»Stimmt.«

»Demnach steht deine Ghoul-Theorie auf tönernen Füßen.«

Ich klopfte mit dem stumpfen Ende eines Bleistifts auf die Schreibtischplatte. »Es braucht ja nicht immer alles nach der 08/15-Methode abzulaufen.«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe noch nichts Konkretes.« Ich lehnte mich zurück und warf den Bleistift auf die Platte. »Deshalb bin ich so gespannt darauf, was die Untersuchung betrifft.«

»Du meinst die Obduktion?«

»Natürlich. Wichtig ist auch, daß wir den Toten identifizieren. Wird natürlich schwer werden.«

Suko lächelte schief. »Und wie. So wie du das Gesicht beschrieben hast, können wir es nicht einmal in den Gazetten abbilden lassen. Die Verleger würden uns wegen Verkaufsschädigung anklagen. An dieser Leiche können wir uns einiges ausbeißen.«

Glenda, unsere gemeinsame Sekretärin, erschien im Büro, blieb stehen und atmete gekünstelt ein. »Wie riecht es hier denn?« fragte sie und zog ein entsetzliches Gesicht.

»Gut, nicht wahr?« fragte ich und grinste dabei.

»Tut mir leid. Ich kann daran nichts Gutes feststellen.« Sie kam auf mich zu. Ihr dünner Sommerpullover schmiegte sich eng um ihre Figur, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief.

»Du riechst so, John!«

»Ja.«

Sie wich zurück. Ihr Gesicht zeigte Ekel. »Sag mal, wo hast du dich herumgetrieben?«

»In der Unterwelt. Kanalisation, wenn dir das mehr sagt, meine Liebe.«

»Ja, das ist auch dein Platz. Aber da riecht es doch anders, meine ich.«

»Wir fanden eine Leiche vor.«

»Ach so.« Glenda winkte ab. Sie wollte auch nicht mehr weiterfragen.

»Hast du denn zufällig einen Kaffee?«

»Ich koche ihn schnell.«

»Und wir warten.«

Ich nickte Suko zu. »Ja, es bleibt uns nichts anderes übrig. Die Kollegen unten im Keller beeilen sich. Ich habe ihnen gesagt, daß wir unbedingt Bescheid wissen müssen.«

»Da haben sie sich auch gefreut.«

»Das kannst du mir glauben.«

Daß Warten eine Quälerei sein kann, zeigte sich wieder einmal. Der Schichtwechsel kam, Clenda ging, ließ uns aber Kaffee und Tee zurück. Suko rief Shao an und erklärte ihr, daß es spät werden könnte. Aus lauter Langeweile arbeitete ich sogar Akten auf, bis, es war schon Abend, der erlösende Anruf des Kollegen kam. »Wenn Sie wollen, können Sie jetzt kommen.«

»Wir fliegen bereits.«

Suko folgte in meinem Schatten. Im Lift sprachen wir nicht. Wir fieberten innerlich, und als wir durch die kahlen Gänge unter der Erde herschritten, stieg die Spannung noch weiter an.

Dr. Fisher, einer der zahlreichen Wissenschaftler, die beim Yard arbeiten, empfing uns mit einem Kopfschütteln. Sein graublondes Haarwuchs bis über die Ohren.

Das Gesicht war blaß. Es zeigte eine gewisse Übermüdung.

»Und?« fragte ich.

»Sie haben uns mal wieder etwas ins Nest gesetzt, das schlimmer ist als ein Kuckuck.«

»Wieso?«

»Kommen Sie mit.«

Der Arbeitsraum der Ärzte widerte mich immer an. Diese kalte Sterilität, die nackten Leichen, die ausgebeulten, wannenartigen Untersuchungstische aus Kunststoff mit den Kränen und den Abflüssen, das alles war eine Welt, in der man sich einfach nicht wohl fühlen konnte. Auch die Leiche aus der Kanalisation lag auf einem solchen Tisch. Im grellen Kunstlicht konnte ich Einzelheiten

erkennen. Man hatte die Arme und Beine zur Seite gebogen, der Gestank war geblieben.

»Die Leiche ist eindeutig männlich«, erklärte Dr. Fisher.

»Und wo kam sie um?«

»Keine Ahnung.«

»Aber ihre Haut ist verändert.«

»Ja, ich würde sogar den Begriff mumifiziert verwenden.«

»Konnten Sie sein Alter bestimmen?« fragte Suko Dr. Fisher.

Der Arzt lächelte. »Wenn Sie vom Alter einer ägyptischen Mumie ausgehen, können Sie das hier vergessen. Der Tote ist — sagen wir — vierzig bis fünfzig Jahre alt. Wir haben erste Gewebeproben entnommen.«

»Und dieser Schleim?«

»Der muß noch analysiert werden.«

»Das ist Ghoul-Schleim«, sagte Suko.

»Wie bitte?«

»Schon gut.« Der Inspektor winkte entschuldigend ab. Ich warum den Tisch herumgegangen und hatte mir die Leiche noch einmal genau angeschaut. Mein Blick war auf dem eingefallenen Gesicht des Toten besonders lange haften geblieben. Ich wollte auch erkennen, was der Tote in den letzten Sekunden seines Lebens gefühlt hatte, aber in den Augen stand nichts davon zu lesen.

Dr. Fisher meldete sich. »Genaue Ergebnisse können wir Ihnen erst später mitteilen.«

»Uns geht es um die Identifizierung.«

Dr. Fisher legte seine Stirnhaut in Falten. Er redete wie ein Dozent. »Mr. Sinclair, vieles ist möglich, manches ist unmöglich. Zu diesen Unmöglichkeiten gehört eine Identifizierung dieser Person. Das wird schwierig, denn das Gesicht hat sich verändert. Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel von seinem eigentlichen Gesichtsausdruck noch zurückgeblieben ist. Wenn Sie ein Foto schießen wollen und es an

die entsprechenden Stellen verteilen, wird man Ihnen auch kaum helfen.«

»Ihre Arbeit war also ein Schuß in den Ofen!« resümierte ich. Da lächelte er. Und er tat es auf eine Art und Weise, die mich aufmerksam werden ließ. So lächelte nur jemand, der noch einen kleinen Trumpf in der Hinterhand hält.

»Nicht ganz, Mr. Sinclair. Wir kennen schließlich Sie und Ihren Kollegen Suko. Wir wissen auch, daß Sie Fälle bearbeiten, die den normalen Rahmen sprengen. Einen Erfolg haben wir erringen können. Kommen Sie mal zu mir.« Der Arzt trat dicht an den Tisch heran und nahm den linken, verkürzten Arm hoch.

»Sehen Sie sich die Hand genau an. Dort werden Sie am Zeigefinger etwas erkennen können.«

Suko und ich schauten sehr genau nach. Zunächst entdeckten wir nichts, bis uns die hellere, fast glatte Stelle auf der grünlich schimmernden Haut auffiel.

»Meinen Sie den Fleck dort?«

»Genau.« Dr. Fisher räusperte sich. »Das ist eine Narbe, und sie besitzt eine besondere Kennzeichnung, denn sie sieht aus wie eine Pfeilspitze. Eine Laune der Natur. Die Haut ist dort so ungewöhnlich zusammengewachsen. Das ist es, was ich Ihnen mitteilen kann.«

»Es könnte eine Chance sein, John.«

Ich gab Suko recht. »Wir lassen die Narbe fotografieren und auch vergrößern.«

»Das Bild könnten wir dann an die Zeitungen schicken.«

Dr. Fisher lachte. »Ich freue mich, Ihnen trotz allem geholfen zu haben.«

Wir reichten dem Kollegen die Hand. »Kommt der Fotograf heute noch?«

»Ja, ich geb ihm sofort Bescheid.«

Das Telefon fand ich in einem Nebenraum. So etwas wie

Jagdfieber hatte mich erwischt. Das mußte der Fotograf gehört haben. Er versprach, so rasch wie möglich zu erscheinen. Zudem wollte ich das Bild noch in der Morgenausgabe der Zeitungen wissen.

Darum konnte sich dann unsere Presseabteilung kümmern. Der Fotograf schaute ziemlich bedeppt aus der Wäsche, als er sah, was er aufnehmen mußte. Er kam seiner Arbeit jedoch zügig nach und versprach, die Aufnahmen sofort zu entwickeln.

»Sie finden uns im Büro.«

Erst als Suko und ich uns am Schreibtisch gegenüber saßen, stellte der Inspektor eine erste Frage. »Glaubst du an einen Erfolg, John?«

»Vielleicht.« Ich schenkte mir Kaffee ein.

Suko schaute nachdenklich auf die Akte, die vor ihm lag. »Wo einer ist, können auch mehrere sein«, sagte er leise.

Ich runzelte die Stirn und trank. Der Kaffee war in der Thermoskanne heiß gehalten worden. »Rechnest du damit, daß wir noch mehr dieser ungewöhnlichen Mumien finden?«

»Ja.«

Ich hob die Schultern. »Dann könnten wir es wohl mit einem Mumienmacher zu tun haben.«

Suko verzog den Mund. »Ein Ghoul, der Mumien macht. Öfter mal was Neues, John...«

Die Aufnahme erschien zwar am nächsten Morgen in drei Gazetten der Stadt, aber eine Reaktion erfolgte leider nicht. Keine Meldung, kein Anruf, kein Hinweis oder Tip. Nichts.

Auch am zweiten Tag geschah nichts, und wir verloren allmählich die Geduld. Zudem nahmen uns andere Dinge in Anspruch, so daß wir diesen Fall etwas verdrängten.

Der Erfolg stellte sich am dritten Tag ein, als sich auch der Sommer für eine kurze Zeit verabschiedet hatte. Es regnete in Strömen.

Überhaupt war es ein trauriger Tag. In meiner Dusseligkeit stieß ich eine Tasse Kaffee um, befleckte die Hose und bekam das Zeug selbst mit heißem Wasser nicht heraus. So mußte ich den Tag über mit einer schmutzigen Hose herumlaufen.

Als das Telefon schrillte, war ich nicht im Büro, sondern im Waschraum. Bei meiner Rückkehr grinste Suko mich an wie ein Honigkuchenpferd, und mir wurde klar, daß er etwas in petto hatte.

»Rate mal, wer angerufen hat?«

»Weiß ich doch nicht.«

»Eine gewisse Lucy Roscyn.«

Ich war noch immer sauer, weil ich mich über den großen Fleck ärgerte.

»Kenne ich nicht, kann ich nichts mit anfangen.«

Suko lehnte sich zurück und grinste impertinent. »Sie kann aber mit uns etwas anfangen. Vielmehr mit dem Bild, das sie in einer der Gazetten gesehen hat.«

Ich wurde wach. »Sag bloß, die kennt die Narbe.«

»Ja.«

»Wann kommt sie?«

»Überhaupt nicht. Wir sollen zu ihr hin. Sie fühlte sich nicht in der Lage.«

»Die Adresse hast du?«

»Ja. Die Dame wohnt in Kensington. Zwischen dem Holland Park und Kensington Cardens.«

»Keine preiswerte Gegend.«

»Stimmt, John. Für unser Gehalt sind che Mieten dort sicherlich zu hoch.«

Wenige Minuten später waren wir unterwegs. Der Rover stand in der Tiefgarage. Wegen der Bauerei konnte man kein Fahrzeug mehr auf dem kleinen Hof abstellen. Ich war wirklich gespannt, wann dieser Umbau endlich vorbei war.

An die Westseite des Holland Park grenzt das Elizabeth College. Das Hochhaus, in dem wir Mrs. Roscyn finden konnten, lag noch im Schatten der alten Bauten. Es paßte überhaupt nicht in diese Gegend. Die Mieter in den sechs Stockwerken und dem Penthouse sahen das vielleicht anders.

Wir hatten den Wagen auf einem kleinen Parkplatz abstellen können, der zum College gehörte. Die Mantelkragen standen hoch, als wir den Rest zu Fuß gingen.

»Sie wohnt im Penthouse«, erklärte Suko.

»Dann scheint sie nicht unvermögend zu sein.«

»Mal sehen.«

Den normalen Eingang konnten wir nicht nehmen. Um das Penthouse zu erreichen, mußten wir durch einen zweiten, wesentlich schmaleren gehen. Wir entdeckten auch eine Klingel unter den glänzenden Rillen eines Lautsprechers.

Lucy Roscyn meldete sich sofort. Wir klärten sie über uns kurz auf und wurden eingelassen.

Eine kleine Halle aus Marmor und Licht nahm uns auf. Der Fahrstuhl war ebenfalls etwas Besonderes. Seine mit Metall verkleideten Wände erinnerten an die Flugkabine eines Raumschiffs. Der Lift führte geradewegs bis in die Wohnung. Als wir ausstiegen, schauten wir in eine elegant eingerichtete Diele, in der Metalleisten sich mit weißem Holz abwechselten und Spiegel den Raum noch größer machten, als er schon war. Wir schritten über einen dicken Teppich, und eine hohe Glastür führte in den eigentlichen Wohnraum.

In der offenen Tür stand die Hausherrin.

Ich hatte mir zwar von Lucy Roscyn keine direkten Vorstellungen gemacht, war aber trotzdem überrascht. Sie trug ein rotes Hängerkleid, hatte das Haar superblond gefärbt und soviel Kleister im Gesicht, daß ihr Aller schlecht zu schätzen war. Außer an den

Daumen trug sie an jedem Finger einen Ring. Zwischen Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand qualmte eine Zigarette. Der Geruch kam mir ungewöhnlich vor. Diese Frau rauchte keinen normalen Tabak, sondern Marihuana!

Sie lächelte uns verkrampft an. Ihre Augen hatten einen weltfremden Ausdruck angenommen. »Kommen Sie herein!« flötete Lucy. »Ich fühle mich heute so breasy und locker. Einfach luftig, wissen Sie.«

Ich warf Suko einen schlimmen Blick zu. Der Inspektor hob nur die Schultern.

Wir betraten einen prächtigen, großen Raum. Fensterfronten begrenzten ihn an zwei Seiten. Es fiel eine Menge Licht in den Raum. Selbst an trüben Tagen war es hier immer noch heller als in anderen Wohnungen. Hinzu kam das mattweiße Mobiliar und die ebenfalls weiße Couch, auf der wir unsere Plätze fanden. »Wollen Sie etwas trinken?«

Wir wehrten beide ab und schauten zu, wie Lucy sich setzte. Ich saß so, daß ich durch eines der breiten Fenster schauen konnte. Mein Blick fiel auf den Holland Park, der eine große, sattgrüne Insel bildete.

Lucy Roscyn hockte in einem Sessel, der mehr einer Liege glich und mit Ohrenstützen versehen war, die einen knallroten Überzug besaßen. Sie lag dort, schaute uns an, das Kleid war hochgerutscht, was ihr nichts ausmachte, und ihre rechte Hand hing an der Seite herab, weil dort ein Aschenbecher stand.

Sie hatte uns geholt, deshalb sollte auch sie beginnen. Und sie fing an. Überraschend für uns sagte sie: »Ist der alte Bastard endlich tot?«

Wir schluckten. Ich hatte mich als erster gefangen. »Von wem sprechen Sie eigentlich, Mrs. Roscyn?«

»Von meinem Mann. Oder meinem ehemaligen. James Colby,

dieser alte Bastard, dessen Zeigefinger ich auf einem Bild in der Zeitung gesehen habe.«

»James Colby hieß er?«

»Ja!« zischte sie. »Er hieß so. Jetzt hat es ihn erwischt, darüber bin ich froh. Er hat sich für unüberwindbar gehalten, war ein Star in allen Lebenslagen, hatte verdammt viel Geld, und ich habe ihn damals geheiratet. Bis er eine andere kennenlernte. Da hat er mich abgeschoben. Ich bekam dieses Haus hier und fünfhunderttausend Pfund Ablöse oder wie das so heißt.«

»Davon kann man leben!« bemerkte ich.

Sie stampfte ihre Zigarettenkippe aus. »Was wissen Sie denn, Mann? Sie wissen gar nichts.«

»Möglich. Aber wir sind hier, um uns aufklären zu lassen.«

Sie stemmte beide Handflächen auf die Sesselseiten und drückte sich hoch. Ihr Gesicht war verzerrt, wahrscheinlich hatte sie ihren Mann gehaßt, und mit der nächsten Frage überraschte sie uns abermals.

»Habt ihr den Kerl ausgebuddelt?«

Suko und ich schauten uns überrascht an. »Wie kommen Sie denn darauf?« erkundigte sich mein Freund.

»Ob ihr ihn ausgebuddelt habt. Er ist doch gestorben.«

»Wann?«

»Vorrund zwei Wochen. Haben Sie das nicht gelesen?«

Mir fiel es wieder ein. »Ja, ich erinnere mich. In den Zeitungen standen große Anzeigen.«

»Genau, Mr. Sinclair. Sie haben von seinem Tod berichtet. Es gibt ihn nicht mehr, dachte ich. Aber jetzt sehe ich in den Zeitungen den komischen Finger mit der Narbe.« Sie griff unter den Sessel und holte eine Gazette hervor. »Das ist sie.«

»Sind Sie sicher?«

»Ich habe schließlich lange genug mit dem Bastard

zusammengelebt.«

Ich strich meine Haare zurück. »Ehrlich gesagt, Mrs. Roscyn, ich kann Ihnen nicht so recht folgen.«

Sie schleuderte die Zeitung weg und hob beide Arme. »Wieso denn nicht?«

»Wie soll ich anfangen? Sie sprechen da von einer Beerdigung und fragen, ob wir die Leiche ausgebuddelt haben. Das war nicht der Fall. Wir haben Ihren Mann in der Kanalisation gefunden.«

»Hä!« Nach dieser Antwort veränderte sich ihr Gesicht. Staunen und Unglauben breiteten sich auf den Zügen aus. »In der Kanalisation?«

»So ist es.«

»Wer hat ihn dann aus dem Grab geholt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hat er überhaupt im Grab gelegen?« erkundigte sich Suko.

»Das weiß ich doch nicht. Jedenfalls hat man ihn beerdigt, und dieses verdammte Weib wurde später von einem Schmierblättchen zur schönsten Witwe der Welt gekürt.«

»Wer ist das denn schon wieder?«

Sie schaute mich starr an. »Noch nie etwas von Carina Colby gehört, dieser Hexe?«

»Nein.«

»Dieses Weib ist die zweite Frau meines Mannes. Er hat sie schon wenige Tage nach der Scheidung geheiratet. Daraufhin nahm ich wieder meinen Mädchennamen an. Sie war schöner und jünger als ich. Aber sie ist ein Schwein, sage ich Ihnen. Ein verdammtes Schwein. Sie steckt hinter diesem Theater, nur sie. Carina wollte das Geld. Alle haben James vor ihr gewarnt. Er hat aber nicht auf uns gehört.«

Das waren tatsächlich große Neuigkeiten. »Wie ist Ihr Mann denn umgekommen? Oder woran ist er gestorben?«

»Es war ein Unglück. Er verbrannte in seinem Rolls.«

»Das ist nachgeprüft worden?«

Sie griff links neben sich, wo ein Longdrink-Glas stand. Von der wasserhellen Flüssigkeit nahm sie einen Schluck. »Fragen Sie mich nicht, er ist tot, und dieses Weib lebt. Da steckt doch was dahinter. Die hat ihn geschafft.«

»Sie wollte sein Geld«, sagte Suko.

»Auch.«

»Was noch mehr?«

»Sein Leben, ihre Ruhe, eine schöne Witwe.« Lucy beugte sich vor.

»Hören Sie. Diese Carina Colby ist etwas Besonderes. Wenn sie sich in der Londoner Gesellschaft auskennen würden, wäre sie Ihnen ein Begriff. Carinas Parties sind berühmt. Sie werden als die Attraktion hier in London bezeichnet. Sie sind originell. Sogar ein berühmtes Gourmet-Journal hat darüber berichtet. Man bekommt auf den Festen nicht nur das Feinste vom Feinen zu essen, sondern auch andere Dinge.«

»Welche?«

Lucy Roscyn nahm einen Schluck. »Man spricht von geheimnisvollen Kontakten, die sie-pflegt. Zu irgendwelchen Geistern oder anderen Welten. Wer bei ihr eingeladen ist, erlebt das Besondere.«

»Das scheint mir allmählich auch so zu sein«, brummte Suko.

Lucy lachte. »Aber Sie werden keine Chance haben, zu ihr kommen zu können.«

»Weshalb nicht?«

Die Frau zog die Mundwinkel nach unten. »Sie sind keine Typen, viel zu normal.«

»Kann sein«, gab ich zu. »Können Sie uns denn verraten, wann ihre nächste Party steigt? So etwas spricht sich doch herum, wie ich meine.«

»Was haben wir heute?«

»Donnerstag.«

»Morgen läuft die nächste Party. Ich weiß aber nicht, unter welchem Motto sie steht. Jedenfalls sind die Einladungen bestimmt alle schon verschickt worden.« Lucy Roscyn trank aus. Als sie das Glas wegstellte, zitterte ihre Hand so stark, daß es umkippte. »Was soll es? Ich bin nicht dabei, ich werde nicht dabei sein. Vielleicht ist es das Abschiedsfest für James. Verdient hätte er es, wenn man bedenkt, was er der Schlampe hinterlassen hat.«

Die Frau haßte ungemein stark. Sie wäre sicherlich zu einem Mord fähig gewesen, wenn sie die Chance gehabt hätte. Ich blieb mit meinen Gedanken auf dem Teppich. Die Information über die Party war ausgezeichnet gewesen, aber da spukte mir noch eine andere Sache im Kopf umher, die noch nicht klar war.

Lucy streckte sich wieder aus und verschränkte die Hände über dem Kopf. »So, ihr seid zufrieden. Jetzt macht meinethwegen, was ihr wollt. Ich will schlafen.« Übergangslos war ihre Euphorie verschwunden, aber sie mußte noch wach bleiben.

»Ich möchte noch einmal auf den Tod Ihres ehemaligen Gatten zu sprechen kommen. Wo hat man ihn begraben?«

»Begraben?« Sie lachte kehlig. »Begraben ist gut, finde ich irre. Nichts, man hat ihn verbrannt. So ein Weib wie diese Carina will doch keinen Ärger mit der Leiche haben.«

»Auch Urnen stellt man sich nicht ins Wohnzimmer.«

»Bei der bin ich mir nicht sicher.«

»Wo wohnt sie?«

»Außerhalb. In Richmond. Sie besitzt dort ein großes Haus. Es liegt in einem herrlichen Park. Der ist so schön verwildert. Vielleicht hat sie die Urne dort versteckt.«

»Möglich. Wir werden es herausfinden.«

Lucy lachte. »Was wollt ihr denn damit, verdammt? Ist euch die

Asche so viel wert?«

»Wir gehen gern auf Nummer Sicher«, bemerkte Suko.

Lucy ließ sich die Worte durch den Kopf gehen. So müde, daß sie nicht nachdenken konnte, war sie nicht. »Mir scheint, daß einiges am Tod meines Ehemaligen nicht stimmt — oder?«

»Möglich, wir wissen es noch nicht.«

»Ha.« Plötzlich lachte sie. »Da finden Sie eine Leiche, die angeblich James sein soll, und tatsächlich hat man ihn verbrannt. Oder umgekehrt? Was ist passiert?«

»Das finden wir schon heraus.«

»Dabei werdet ihr Carina auf die Zehen treten müssen. Aber gebt acht. Das Weib ist gefährlich.«

»Kann ich mir denken.«

»Sonst noch was?« fragte Lucy mit müder Stimme.

Wir erhoben uns. »Vorläufig nicht, Mrs. Roscyn.«

Sie winkte uns matt zu. »All right, den Weg kennen Sie ja. Ich muß mich ausruhen. Wie immer mein Verflüssener auch gestorben ist, seine zweite Frau hat bestimmt ihre Finger mit im Spiel gehabt. Und wenn, dann hacken Sie ihr die ganze Hand ab, dieser raffgierigen Bestie, dieser widerlichen Schlampe...«

Sie schimpfte noch, als wir bereits vor der Fahrstuhlür standen und die Köpfe schüttelten.

Im Rover nickte Suko mir zu. »Hat man ihn verbrannt oder zur Mumie gemacht?«

»Keine Ahnung.«

»Und wer könnte noch etwas über die Beerdigung wissen?«

»Bill Conolly.«

»John, du nimmst mir den Vorschlag aus dem Mund.«

Bill wußte sogar noch mehr. Wenn irgend etwas Aufsehererregendes in London passierte, war er, der Reporter,

informiert. Als wir ihm allerdings mit dem Fall Colby ankamen, schüttelte er nur den Kopf und schaute von seiner Schreibmaschine hoch.

»Da war doch nichts Ungewöhnliches bei.«

Ich streichelte das Fell der Wölfin Nadine. »Anscheinend doch. Eine Leiche und die Asche, da ist irgend etwas zuviel. Zudem ist er verunglückt und im Wagen verbrannt. Dreh es hin, dreh es her. Es gibt für einen Trick immer noch genügend Möglichkeiten.«

Bill stand von seinem Arbeitsplatz auf. »An die Beerdigung erinnere ich mich, obwohl ich darüber nicht berichtet habe. Das taten Kollegen. Colby war berühmt genug, und seine Witwe wird immer berühmter. Man weiß, daß sie Colby nur des Geldes wegen geheiratet hat. Bei dem Unfall hat man auch gestutzt, doch keine Beweise gefunden.«

»Hinter denen wir jetzt herlaufen.«

»Ihr wollt die Urne finden?«

»Ja.«

Bill rieb sein Kinn. »Da müßte man wissen, wo sie versenkt worden ist.«

Suko deutete auf das Telefon. »Kannst du es nicht für uns herausfinden? Bei deinen Beziehungen ist das doch einfach.«

»Kinder, ihr verlangt verdammt viel von mir.«

»Mach schon«, drängte ich.

Bill telefonierte. Sheila war mit Johnny unterwegs, wir befanden uns allein im Haus und hatten Ruhe.

Es kostete den Reporter einige Telefonate mit verschiedenen Leuten, um einen Erfolg zu erreichen.

»Ja«, sagte er schließlich und grinste. »Ihr habt Glück. Der Friedhof liegt gar nicht mal weit vom Wohnsitz der Colbys entfernt. Noch in Richmond.«

»Das ist fabelhaft. Dann können wir uns die letzte Ruhestätte einmal

anschauen.«

Bill schaute auf seine Uhr. »Wann wollt ihr hin?«

»Jetzt gleich.«

»Könnt ihr nicht noch warten. Mich will ein Informant in einer halben Stunde anrufen. Danach kann ich mitfahren.«

»Das erledigen wir allein.«

»Wie ihr wollt. Aber ich höre von euch?«

»Sicher.«

Wir verschwanden wieder und fuhren zur nächsten Stelle. Es ist nicht so einfach, die Erlaubnis zu bekommen, um ein Grab öffnen zu dürfen. Ich kannte zum Glück die entscheidenden Leute, und die wußten auch, daß ich nicht zum Spaß eine Graböffnung vornahm. So bekamen wir die nötigen Papiere.

Mittlerweile war der Nachmittag verstrichen. Graue Abendwolken ließen sich am Himmel blicken. Der Regen hatte aufgehört. Die Erde war noch naß. An einigen Stellen dampfte sie. Der Natur hatte das Wasser gutgetan, sie atmete regelrecht auf.

Kensington, Hammersmith, Chiswick, so hießen die Vororte, die wir durchfuhren. Auf der Kew Bridge überquerten wir die Themse, rollten durch eine parkähnliche Reitanlage, um wenig später an der Grenze eines großen Parks entlangzufahren, in dem auch der Royal Botanic Garden liegt, der Botanische Garten.

Wir orientierten uns weiter südlich zum großen Richmond Park hin. In seiner Umgebung gab es viele freie Flecken, wo sich Wald und Wiesen abwechselten.

Hochhäuser sahen wir hier nicht, dafür die niedrigen alten Gebäude und manches Gutshaus, dem auch ein Reitstall angegliedert war. Jenseits des Parks lag schon Wimbledon, wo ein junger deutscher Tennisspieler große Triumphe gefeiert hatte.

Wir aber blieben auf der Richmond-Seite und bogen in einen schmalen Weg ab, der als Stichstraße in ein Buschland-Gelände

hineinstach. Es war duster geworden. Durch die offenen Scheiben strömte die frische Luft. Wir hörten das Singen der Vögel und erreichten die Mauer eines Gestüts.

Sie war aus dicken Steinen erbaut. An ihr mußten wir entlangfahren. Erst am Ende würden wir auch auf den Friedhof gelangen. Er lag nicht weit von einem Gasthaus entfernt. Es war im Fachwerkstil errichte. Hinter den kleinen Fenstern brannte Licht, das auch auf die vor dem Haus parkenden Wagen fiel.

Ich stellte den Rover in der Nähe ab und nickte Suko zu. »Ich frage noch mal nach.«

Der Inspektor blieb zurück, während ich das Restaurant betrat. Einige Tische waren besetzt. Die zumeist Reiterkleidung tragenden Gäste aßen und tranken.

Ich ging bis zur Theke durch, wo der Wirt stand und zwei Männer beim Dart beobachtete. Jeden Pfeilwurf begleitete er mit einem kurzen Kommentar.

Ich grüßte freundlich, und er drehte sich um. »Bitte?«

»Nur eine Auskunft, Mister.«

»Ungern.«

Ich ließ mich nicht einschüchtern und fragte nach dem Weg zum Friedhof.

Sein Gesicht nahm einen erstaunten Ausdruck an. »Um diese Zeit wollen Sie dorthin?«

»Ja.«

»Der Friedhof ist am Abend geschlossen. Lichtscheues Gesindel lassen sie da nicht drauf.«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

Er grinste verzerrt. »Ach so ist das. Nun gut. Haben Sie einen Wagen?«

»Ja.«

»Sie können auch zu Fuß gehen. Es sind nur ein paar Schritte.« Ich

bekam den Weg beschrieben, wiederholte das Gesagte noch einmal und bedankte mich.

»Nun?« fragte Suko. Er lehnte am Kotflügel.

»Wir können zu Fuß hingehen.«

»Und wenn wir den Wagen brauchen?«

»Okay, überredet, fahren wir.«

Von einem Totengräber hatte der Wirt nicht gesprochen. Wir wollten uns auch nicht auf das Glück verlassen. Schaufel und Spaten hatte ich noch mitgenommen. Das Werkzeug lag im Kofferraum. Bei jeder Kurve schepperte es aneinander.

Wir fuhren in die Einsamkeit des Abends hinein, die auch nicht aufhörte, als wir die Mauer des Friedhofs blaß und hellgrau im Licht der Scheinwerfer auftauchen sahen.

Vor einem Gittertor stellten wir den Wagen ab. Es war wie so oft bei unseren Besuchen auf Friedhöfen. Ein etwas beklemmendes Gefühl konnte ich nicht vermeiden.

Das Gittertor ließ sich bequem aufstoßen. Es war nicht abgeschlossen worden.

Wer auf diesem Friedhof begraben wurde, hatte nicht zu den Ärmsten gehört.

Die Grabsteine, allesamt menschengroß, waren wuchtig und schienen für die Ewigkeit gebaut zu sein. Kreuze und Skulpturen wechselten sich ab. Ich sah auch viel Kitsch. Damit meinte ich besonders die Engel mit den schiefgelegten Köpfen, die einen so versonnenen Blick hatten. Suko und ich teilten uns die Suche nach dem Grab. Ich nahm mir die linke Hälfte des Friedhofs vor, während mein Freund in der rechten verschwand und ich nur hin und wieder das Licht seiner Stablampe aufblitzen sah.

Oft waren die Grabsteine überwuchert, so daß ich Mühe hatte, die Schrift zu erkennen. Der Boden war feucht und weich. In den Büschen und dem hohen Gras raschelte es, weil ich durch meine

Schritte schlafende Tiere aufschreckte.

»John!«

Sukos Ruf wehte zu mir herüber. Er schien fündig geworden zu sein. Ich folgte dem Lichthinweis seiner Lampe. Als ich neben ihm stand, nickte er. »Da ist es.«

Es war ein großes Grab, das mein Freund angeleuchtet hatte. Eine Ruhestätte ohne christliches Symbol.

JAMES COLBY stand auf dem Stein.

»Wenn ich mal gestorben bin, wird die Inschrift hoffentlich ausführlicher werden«, meinte Suko.

»Willst du das?«

»Ja.«

»Dann werde ich dir ein Gedicht einmeißeln lassen.«

»Kennst du schon den Text?«

»Hier liegt der ungenannte Scotland Yard-Beamte. Da kann ich sogar auf den Namen verzichten.«

»Ich habe für dich auch schon einen Spruch. Loch in die Erde, Sinclair rein, Lehm darüber, weg das... na-ja...«

»Schlimm, deine Phantasie«, kommentierte ich, als Suko einen Schritt zurückging. Dann begannen wir zu graben.

Das Grab war sehr breit und erinnerte an eine Gruft. Möglicherweise fanden wir nicht allein die Urne unter der Erde, sondern auch noch verfaulte Särge und bleiche Gebeine.

Es war eine anstrengende Arbeit, wir gerieten ins Schwitzen und schaufelten, als würden wir dafür bezahlt. Hoffentlich lohnte sich auch die Arbeit.

Inzwischen war die Dämmerung noch weiter fortgeschritten. Wir hatten die Lampen am Kopfende des Grabs hingelegt und schaufelten in deren Licht weiter.

Nach rund zwanzig Minuten erzielten wir den ersten Erfolg. Beide standen wir schon im Grab, als mein Spatenblatt auf Widerstand

stieß.

»Ich glaube, es ist soweit.«

Suko hörte auf. »Hast du die Urne?«

»Kann sein.«

Wir gruben vorsichtig weiter und auch um den Gegenstand herum. Schon bald lag sie zur Hälfte frei.

Das war tatsächlich eine Urne, die hier vergraben worden war. Während ich noch ein wenig Lehm zur Seite drückte, bückte sich Suko und umfaßte die Urne mit beiden Händen. Er hob sie vorsichtig an, um sie oben abzustellen.

Auch ich war aus der Grube geklettert und hatte mich neben die Urne gekniet. Sie bestand aus einem schwarzen Material und war völlig schmucklos. Der Deckel war durch ein Gewinde fest auf das Unterteil geschraubt worden, ließ sich aber relativ leicht öffnen. Suko hatte sich ebenfalls gekniet und leuchtete in die Urne hinein.

»Siehst du was?«

Der Inspektor schüttelte den Kopf.

»Asche ist hellgrau. Warte mal.« Suko zog sich zurück, während ich die Urne kippte.

Nichts fiel heraus. Die Urne war leer wie das Portemonnaie eines Yard-Oberinspektors am Monatsende.

»Da hat aber jemand die Leute zum Narren gehalten«, sagte Suko und stand auf.

Ich blieb hocken. »Und wie.«

»Was machen wir jetzt?«

Ich ließ die Urne wieder in das Grab zurückrutschen. »Wer immer die Beerdigung inszeniert haben sollte, wir werden diesem Jemand einige Fragen zu stellen haben.«

»Carina Colby.«

»Genau.«

Suko räusperte sich. »Sollen wir ihr jetzt schon einen Besuch

abstatten?«

»Morgen ist die Party.«

»Na und?«

»Da wäre es vielleicht günstiger, sich unter die Gäste zu mischen. Sie hat ja immer ein besonderes Motto.«

»Meinetwegen, John, warten wir noch.« Suko griff wieder zur Schaufel.

»Ich will das Grab wenigstens ungefähr so verlassen, wie ich es vorgefunden habe.«

Natürlich ließ ich Suko die Arbeit nicht allein machen und half tatkräftig mit.

Irgendwann stutzte ich. Auch Suko hielt plötzlich inne. Über das Grab hinweg schauten wir uns an. Es wehte ein leichter Wind, der manchmal die Blätter der Bäume bewegte.

»Hast du das auch gerochen?«

»Ja.«

»Und?«

»Ich rieche nicht mehr nach Moder. Das muß einen anderen Grund haben. Hier schleicht jemand herum, der mir eine fatale Ähnlichkeit mit einem Ghoul aufweist.«

Suko schabte über seine Wange. »Eine kühne Theorie.«

»Die wir hoffentlich bestätigt bekommen.« Ich schnüffelte noch einmal und stellte fest, daß sich die Richtung, aus der dieser Geruch zu uns wehte, nicht verändert hatte.

»Ich bin von dort gekommen«, sagte Suko.

»Hast du etwas Besonderes entdeckt?«

»Hinter den Schatten der hohen Bäume liegt ein Leichenhaus oder eine Leichenhalle.«

»Okay, schauen wir uns den Bau mal an.«

Die Geräte ließen wir liegen, als wir uns auf den Weg machten. Um abzukürzen, drückten wir uns durch sperriges Buschwerk und liefen

hinter den Grabreihen entlang.

Der Geruch hatte sich gehalten.

Je weiter wir vorkamen, um so mehr verdichtete er sich. Dieser Modergestank konnte einem schon den Magen umdrehen. Auch der Hauptweg führte an der Baumgruppe vorbei und endete vor einem kleinen Ziegelsteinhaus, dessen Dach nach einer Seite hin stark überhing.

Das Haus besaß zwar einige Fenster, aber hinter keine Scheibe leuchtete Licht.

Auf uns machte es einen düsteren, unheimlichen Eindruck. Aber so wirkt jede Leichenhalle in der Dunkelheit. Nur über die Quelle des Geruchs waren wir uns nicht im klaren.

Er mußte seine Quelle in der Nähe des Hauses haben, denn von dort drang er uns auch entgegen. Die dunklen Fenster waren allesamt verschlossen.

So versuchten wir es an der Vordertür, hatten hier auch kein Glück und an der Seitentür ebenfalls nicht.

»Wenn jemand hier lauert, dann außerhalb.«

»Das kann ein Ghoul sein. Welcher Dämon stinkt schon derart?«

Die Rückseite der kleinen Leichenhalle hatten wir abgesucht und nichts gefunden. Blieb nur mehr das nähere Umfeld übrig. »Wir könnten wieder getrennt gehen«, schlug Suko vor.

Ich hatte nichts dagegen. Kaum waren wir jedoch einige Schritte gegangen, als wir die Stimme hörten. Sie war wie ein böses Omen, zu vergleichen mit dem Zischen eines Gases, das aus einer undichten Leitung dringt. Und sie war eine Warnung.

»Ihr Frevler, ihr verfluchten Frevler, die ihr es gewagt habt, eine heilige Stätte zu entweihen. Der Fluch wird euch treffen. Der Blitz des Todes schwebt bereits über euch...«

Wir waren beide stehengeblieben. In einer geduckten Haltung, lauschend, aus welcher Richtung die Stimme an unsere Ohren

gedrungen war.

Suko bewegte sich als erster. »Tut mir leid, John, ich habe nichts feststellen können.«

»Ich auch nicht.«

Mein Freund deutete in die verschiedenen Himmelsrichtungen. »Die kann von überall hergekommen sein, als hätte man vier Lautsprecher aufgestellt.«

»Was ist der Blitz des Todes?« fragte ich.

»Keine Ahnung, John.«

Wir blickten beide gleichzeitig in die Höhe, ohne uns zuvor abgesprochen zu haben. Über uns wölbte sich der jetzt dunkle Nachthimmel, und darunter sahen wir die Schatten der Bäume mit ihren verschiedenartigen Kronen.

Nirgendwo war der Sprecher zu sehen. Die Stille umgab uns doppelt so stark wie vor der Warnung. Jedenfalls kam es mir so vor. Suko bewegte sich. Unter seinen Sohlen knirschte es, als er auf mich zukam und neben mir stehenblieb. »Hast du auch gehört, wer gesprochen hat?« wisperte er.

»Sicher.«

Suko gab sich mit der Antwort nicht zufrieden. »Es war eine Frau!« erklärte er.

Ich blickte ihm überrascht in die Augen. »Tatsächlich?«

»Ja, ich habe mich nicht geirrt. Das muß eine Frau gewesen sein.«

Ich nickte. Suko besaß ein ausgezeichnetes Gehör. Wenn er das behauptete, stimmte es auch. Wir suchten den Friedhof ab, fanden aber nichts. Auch der Gestank war verschwunden. Aber wir hatten uns nicht geirrt. Dieser Leichengeruch war über den Friedhof geweht, und wahrscheinlich hauste hier ein gefährlicher Ghoul. Verstecke gab es für ihn genug. Ghouls halten sich gern auf Friedhöfen auf. Sie schleichen oft von Grab zu Grab, wühlen sich in Maulwurfmanier durch ihre Gänge, um die Opfer zu erreichen.

Zwanzig Minuten später hatten wir den Ausgang wieder erreicht. Suko schüttelte den Kopf. »Dieser verdammte Dämon hat uns zum Narren gehalten. Mir wäre lieber gewesen, er hätte angegriffen.«

Ich vernahm seine Worte, während ich vor bis zum Wagen ging, der einsam und verlassen parkte. Er stand nicht auf einem Sumpfboden, dennoch kam er mir vor, als wäre er zusammengesunken. Ich lief schneller, schaute nach und stieß einen wütenden Fluch aus.

»Was ist denn?« Suko war bei mir.

»Schau dir die Reifen an. Jemand hat sie zerschnitten.«

»Alle vier?«

»Ja.«

Sie hatten sich irgendwann einmal von der Gesellschaft abgesondert und waren getaucht, wie sie es nannten. Untergegangen in einem Hexenkessel, der sich London nannte, und in dem es zahlreiche Verstecke gab, von denen aus man operieren konnte. Sie gehörten zu den jungen Leuten, die null Bock hatten, aber trotzdem ein noch alternativeres Leben führen wollten.

Sie waren auf sich gestellt, sie hielten zusammen, denn sie beherrschten die Gegend unter der Erde. Die Kings der Schächte nannten sie sich. U-Bahn-Tunnel, die langen Bahnsteige, die Wartebänke, die Nischen, das waren für sie die Aufenthaltsorte. Da fühlten sie sich wohl, da feierten sie ihre Feste, da lebten und liebten sie, da betätigten sie sich künstlerisch, denn die Malereien — andere sagten Schmierereien - an den Wänden der Bahnhöfe stammten von ihnen.

Die Kings der Schächte lebten zwar alternativ, aber gewisse Regeln hielten auch sie ein.

Und so brauchten sie jemand, der sie anführte, der sich zu ihrem Sprecher machte, da es genügend Probleme gab.

Sie fanden einen jungen Mann. Er war 25 und hieß Christopher

Landon. Eine Bilderbuchkarriere hätte diesem äußerst intelligenten Mann gewinkt, aber Chris sah die Sache anders. Er wollte keinen Leistungsstreß, er wollte keine Gesellschaft und stieg mitten im Studium aus.

Er tauchte unter.

Seine Eltern hatten nach ihm suchen lassen. Er war gefunden worden, doch er hatte ihnen auf eine rüde Weise erklärt, daß er auf alles verzichten würde, auch auf die beiden Häuser.

Die Eltern hatten eingesehen, daß ihr Sohn einen eigenen Weg gehen mußte, und den ging er auch.

Er war der King, und er lebte nach den Regeln, die er selbst aufgestellt hatte. Er kommandierte ein Horde von rund zwölf bis fünfzehn jungen Leuten. Es hatte am Anfang Ärger mit den Beamten der Bahn gegeben, der aber war jetzt vorbei. Man akzeptierte die Aussteiger, man fand sich mit ihrem alternativen Leben ab, das sich im Sommer weniger oft in den aufgeheizten und stinkenden U-Bahn-Schächten abspielte. Dann verlagerte die Gruppe ihre Aktivitäten an die Oberwelt.

Sie liebten alles, was den Bürger schockte. Schrille Musik, fetzige Klänge, wilde Kleidung, außergewöhnliches Benehmen, Schminke und ungezügelter Sex.

Jeder konnte sich so geben, wie er wollte. Jeder konnte das tun, was ihm Spaß machte, ein jeder ging seinen Neigungen und Interessen nach. Was sie brauchten, das holten sie sich. Sie lebten, sie aßen und tranken, was der Tag gegeben hatte.

Nicht immer waren alle zusammen. Manche von ihnen verschwanden mal für einige Tage und kamen dann wieder. Die meisten brachten Geld mit, um ein Fest in der Gruppe feiern zu können, denn geteilt wurde alles.

Gab es Ärger, suchte man bei Chris Landon Rat, der sogar mit den Bullen zurechtkam. An diesem Abend gab es abermals Ärger, das

hatte man Chris schon gesagt.

Sie hatten sich ihren Platz zum Feiern zwischen zwei Neubauten ausgesucht. Geschäftshäuser sollten an dieser Stelle entstehen. Hoch, kalt und unpersönlich. Aber zwischen den beiden Häusern, wo das Material lagerte, fühlten sich die Kings der Schächte seit einer Woche heimisch, und sie hatten auch beschlossen, hier ihre nächste Party zu feiern.

Der Abend war kaum kühler geworden. Zwischen den nackten, kahlen Betonwänden waberte noch die Hitze des Tages. Längst waren nicht alle eingetroffen, aber Chris Landon war schon da.

Er saß auf den Stufen eines Bauwagens und wurde von einer pendelnden Batterielampe angestrahlt. Chris war außergewöhnlich angezogen. Ging er zu irgendwelchen Feiern, streifte er stets einen Cut über. Eine gestreifte Hose und ein schwarzes Jackett mit den beiden Schwalbenschwänzen. Er hatte die Sachen auf einer Altkleider-Deponie gefunden. Unter der Jacke trug er nur die nackte Haut. Wollte er besonders originell sein, band er sich eine alte, gepunktete Fliege um. Landon war ziemlich groß, schlank, schon fast hager und hatte blondes Haar, das er straff nach hinten kämmte und bei Feiern mit Gel beschmierte. Die Gesichtszüge waren eher weich, die Augen konnten sanft blicken und besaßen eine Überzeugungskraft, die Frauen oder Mädchen schwach werden ließ.

Landon bekam, was er wollte. Es hatte nie Schwierigkeiten gegeben, und auch an diesem Abend würde er mit den Bullen fertig, die sicherlich kamen, da zwei aus seiner Gruppe Mist gebaut hatten. Ausgerechnet Mädchen. Sie hatten wieder mal kein Geld gehabt und waren auf den Strich gegangen. Daß sie dabei ausgerechnet eine Zivilstreife angesprochen hatten, war ihr persönliches Pech gewesen. Vielleicht hätten sie auch nicht fliehen sollen, es war nun mal passiert, und die beiden Bullen wußten auch, wo sie die Mädchen finden konnten. Aus dem Dunkel zwischen den Sandbergen

tauchten sie auf. Chris hatte sie zu sich rufen lassen, und sie kamen an wie Sünderinnen, wobei sie sich an den Händen festhielten.

Kitty war siebzehn, hatte ein rundes Gesicht und grün gefärbte Locken. Isy, die zweite, war Kittys Cousine. Ein wenig pummelig, blond und mit Schmuck behängt. Irgendwelcher Blechkram, den sie sich zurechtgebogen hatte. Wenn Isy ging, klapperte immer etwas an ihr. Das blonde Haar hatte sie kurz geschnitten, es lag nicht auf dem Kopf, es stand!

Vor Chris blieben sie stehen. Es waren Mädchen, die einiges hinter sich hatten und auch keine Angst kannten, was Männer anging, doch als Chris sie anschaute, senkten sie die Blicke wie zwei reuige Sünderinnen zu Boden.

»Ihr habt Scheiße gebaut!« stellte er fest. Kitty hob die Schultern. An ihren Ohrläppchen baumelten verschiedene Schmuckstücke. Einmal ein Dreieck, zum anderen eine Schlange. Das Dreieck leuchtete rot, die Schlange grün.

»Willst du nicht antworten?«

»Wir sind reingefallen, Chris.«

Landon lachte. »Und das passiert euch.«

»Ja, auch uns. Wir hätten eben vorsichtiger sein sollen, aber wir können nicht jeden Bullen kennen, besonders dann nicht, wenn sie es auf die linke Tour versuchen.«

»Wieso?«

»Die haben uns doch angemacht!« stieß Isy hervor. »Das... das war die reine Nötigung.«

Chris nickte. »Könnt ihr das beweisen?«

»Wenn sie kommen sollten, werden wir es ihnen schon ins Gesicht sagen.«

»Das streiten sie ab.«

»Na, und?«

»Da kommt ihr nicht durch. Ihr werdet, wenn die Bullen hier sind,

eure Klappen halten.«

»Sollen wir uns auch mitnehmen lassen?« fragte Kitty aggressiv.

»Warum nicht?«

»Nein, Chris.« Kitty rannte vor und warf sich gegen den Mann.

»Das kannst du nicht zulassen.«

Er stemmte sie weg. Kitty roch nach einem süßen Parfüm. Mochte der Satan wissen, wo sie das aufgetrieben hatte. »Du bist so dumm, Mädchen, so fürchterlich dumm. Mußtet ihr denn auf den Strich gehen, verdammt?«

»Wir wollten was haben.«

»Klamotten?«

»Ja.«

»Scheiß. Das besorgt man sich, dafür geht man nicht auf den Strich.«

»Es überkam uns aber«, meldete sich die etwas schüchterne Isy.

»Wir konnten nichts dagegen tun.«

»Und ich?«

Kitty und Isy lächelten. Sie hatten ihn jetzt beide erreicht und strichen mit ihren Fingern über seine Brust. »Wenn du uns hilfst, King, wirst du es nicht bereuen. Wir wissen schon, wie wir uns bei dir bedanken können.«

»Das meine ich auch.«

Kitty nahm Christophers Rechte und schob sie unter ihr dünnes T-Shirt.

»Na, ist das nichts, was ich zu bieten habe?«

Unwillig zog Chris die Hand wieder hervor. »Hört mit solchem Kram auf. Das kann ich jeden Abend bei euch haben.«

»Du denkst wohl an die andere.«

»Wieso?«

Kitty trat zurück und lachte. »Glaubst du denn, wir wissen nicht, wo du dich herumgetrieben hast, wenn du mal nicht bei uns warst? Du

hast ein Weib, das weiß doch jeder. Du hast uns verraten, im Stich gelassen. Ja, du kannst nicht mehr King sein. Die bürgerliche ›Moral‹ hat dich eingeholt. Geld und Sex...«

»Haltet den Mund!«

»Stimmt es denn nicht?« fragte Kitty trotzdem.

»Möglich.«

Kitty verzog die grün geschminkten Lippen. »Da hast du es. Du gibst es ja selbst zu.«

»Aber es ist meine Sache. Habe ich euch vernachlässigt? Habe ich die Gruppe verraten?«

»Nein, das hast du nicht.«

»Na, bitte.«

Isy schüttelte den Kopf. »Du gehörst trotzdem nicht mehr zu uns, Chris. Das merken wir.«

»Ich bin aber hier.«

»Mehr auch nicht.«

»Was soll denn das schon wieder heißen?« Landon verdrehte die Augen.

»Du hast dich innerlich von uns abgewendet. Dein Körper befindet sich bei uns, deine Seele aber nicht. Das haben wir bemerkt, und auch die anderen reden darüber.«

Chris senkte den Kopf. »Ihr wollt mich also nicht mehr haben, oder?«

»So kannst du das nicht sehen«, sagte Kitty, »aber denke über unsere Worte einmal nach.«

»Das tue ich doch.«

»Nein, dann würdest du wieder so werden wie früher. Du hast dich von uns getrennt. Dieses Weib...«

Scharf winkte Landon ab und unterbrach Kittys Monolog. »Hör auf damit! Du hast keine Ahnung, wie es tatsächlich gelaufen ist. Dieses Weib könnte uns noch sehr behilflich sein. Und ich sage nicht zuviel,

wenn ich euch erkläre, daß wir diese Hilfe möglicherweise schon sehr bald brauchen können.«

»Sie hat Geld, nicht?«

»Auch.«

»Ist sie gut im Bett?« fragte Kitty.

»Sehr gut.«

»Du Schwein.« Kitty wollte sich auf Landon stürzen, der hielt sie aber fest und schleuderte sie zurück.

»Was hast du? Bist du eifersüchtig? Ausgerechnet du, wo du doch auf den Strich gehen wolltest.«

Kitty heulte plötzlich. »Das ist etwas ganz anderes, verflucht. Ich hätte es für dich getan.«

»Ich bin kein Zuhälter.«

»Aber ich... ich...« Sie wollte etwas sagen, schüttelte aber den Kopf und rannte weg.

Zurück blieb Isy. Als auch sie sich abdrehen wollte, hielt Chris sie an der Schulter fest. »Nein, du bleibst. Denkst du eigentlich auch so?«

»Nicht ganz.«

»Kitty ist verrückt.«

»Sie liebt dich eben.«

Chris Landon lachte. »Wir müssen uns alle lieben, hast du verstanden?«

»Das habe ich ihr auch gesagt, aber es hat sie nun mal erwischt. Tu was dagegen.«

»Vielleicht sollte sie uns verlassen.«

Isy verzog das Gesicht, als würde sie sich ekeln. »Wie kann man nur so gemein denken wie du.«

»Es ist nur eine Folge ihrer Reaktion. Ich sehe es auch im Zeichen der Gruppe.«

»Wie du willst.« Isy hob die Schultern, ließ Chris stehen und

verschwand. Sie schlich sich um den Wagen herum, weil sie sich zu den anderen gesellen wollte.

Landon griff in die rechte Tasche seines ungewöhnlichen Jacketts. Er holte eine Zigarettenschachtel hervor, klemmte sich das Stäbchen zwischen die Lippen und rauchte.

Vielleicht war es wirklich besser, wenn er sich von der Gruppe trennte. Denn die Frau, die ihn aufgerissen hatte, war mehr als außergewöhnlich. Sie hatten sich gesehen, und es hatte gefunkt.

»Dich brauche ich!«

So hatten ihre Worte gelautes, und Chris war innerlich schon einverstanden gewesen. Er wußte nicht einmal ihren Nachnamen, aber der Vorname schmolz wie sahniges Eis auf der Zunge, wenn er ihn aussprach.

Carina...

So hieß sie, und er hatte ihr von sich erzählt, von seinem Schicksal, von seinem Leben. Nie war sein Vertrauen zu einer fremden Person so groß gewesen wie in diesem Fall.

Carina hatte ihm zugehört, hin und wieder genickt, mal eine Zwischenfrage gestellt und war schließlich mit ihrem ungewöhnlichen Vorschlag herausgerückt.

Sie wollte alle einladen. Die ganze Gruppe sollte zu ihrer Party kommen, denn für ihre Parties war sie berühmt. Das hatte sie dem jungen Mann ebenfalls mitgeteilt.

Wann die Party stattfinden sollte, hatte sie ihm nicht mitgeteilt. Sie würde sich aber melden, und Chris wartete darauf, daß sie zu ihrer kleinen Feier erschien.

Mittlerweile waren auch die anderen Mitglieder eingetroffen. Er sah sie nicht, aber er hörte ihre Stimmen, und ein Feuer wurde ebenfalls entfacht. Auch die Flammen brannten jenseits des Wagens. Nur ihr Widerschein und ihre tanzenden Schatten zuckten um das Gefährt herum.

Chris wußte, daß er sich bei seinen Freunden sehen lassen mußte und schlenderte los. Zu dem alten Frack trug er helle Turnschuhe, die im Bausand auf dem Boden versanken.

Sie hatten Holzreste gefunden, Karton und Papier. Alles war pulvertrocken, die Flammen fanden genügend Nahrung. Sie leuchteten auch die Umgebung ab und rissen die Gestalten der Anwesenden aus der Finsternis.

Sieben zählte Chris. Sie hatten ihn jetzt entdeckt und kamen, um ihn zu begrüßen.

Eine bunt gekleidete Gruppe junger Leute, die ihr eigenes Leben führen wollten und immer etwas Neues suchten.

Popeye war auch dabei. Er sah tatsächlich fast so aus wie die Comic-Figur, hatte ein verknißenes Gesicht, kaum erkennbare Lippen, nur aß er keinen Spinat, sondern Salzstangen. Die stahl er sich auch immer, und jetzt kaute er ebenfalls darauf herum.

»Was habe ich gehört?« quetschte er hervor und ließ eine Salzstange von einem Lippenende zum anderen wandern, »du hast ein heißes Weib kennengelernt?«

»Das stimmt.«

Plötzlich wurde es still. Auch die anderen hatten die Antwort vernommen. Sie standen um das Feuer herum und schauten gespannt auf ihren Anführer. Nur Kitty war nicht dabei.

Chris grinste. »Ja, ihr habt richtig gehört. Es geht rund. Ich habe jemand kennengelernt.«

»Da hättest du uns etwas sagen müssen«, meinte Popeye. Er erntete ein zustimmendes Nicken.

»Bin ich euer Boß?«

»Fast.«

»Aber ich bin der Beste«, erklärte Chris im arroganten Tonfall. »Ich weiß, was für euch gut ist. Deshalb habe ich alles in die Wege geleitet. Dieses Weib ist scharf auf mich. Sie kann für uns eine

wertvolle Hilfe sein. Sie wird uns viel Freude bereiten, und morgen abend geht die Sache schon los, denn sie hat uns zu ihrer Party eingeladen.«

Im Hintergrund lachte ein Mädchen. »Eine Party bei ihr? Und wir alle da?«

»Klar.«

»Weiß sie, was auf sie zukommt?«

Chris nickte. »Ja, ich habe ihr alles erklärt.«

»Dann muß sie in dich verknallt sein.«

»Klar, das ist sie. Und so etwas sollten wir ausnützen, Freunde.«

Chris lachte. »Die Party wird eine irre Schau. Ich habe mir sagen lassen, daß sie für ihre Feiern berühmt sein soll. Nur außergewöhnliche und prominente Leute kommen zu ihr. Wir sollen die Feier verschönern und ihr die entsprechenden Glanzlichter aufsetzen.«

»Und das sollen wir schaffen?« fragte jemand.

»Ja, wir sind gut.«

Popeye sprang in die Höhe. Er trug ein quergestreiftes Hemd und ausgebeulte Hosen. »Ein Glanzlicht!« schrie er. »Leute, ich bin ein Glanzlicht. Das habe ich auch noch nicht gehört. Ich bin das Glanzlicht für jede Party. Ist einfach irre.«

Die anderen ließen ihn schreien. Sie hatten die Flaschen schon geöffnet und tranken sich zu. Ihre Augen leuchteten dabei, weil sich in den Pupillen der Widerschein des Feuers spiegelte.

Chris wandte sich ab. Er hatte gesagt, was gesagt werden mußte. Weiter wollte er sich nicht einmischen. Aber er kam nicht dazu, sich von seiner Gruppe abzusetzen. Von der Straße her, die doch ziemlich weit zurücklag, näherte sich ein Wagen.

Auf dem unebenen Gelände schaukelte er, und dies übertrug sich auch auf die Scheinwerfer, so daß sie das Feuer mal streiften und dann wieder an den Flammen vorbeistrichen.

Es war plötzlich Ruhe eingekehrt, denn die jungen Leute hatten erkannt, was sich ihnen für ein Wagen genähert hatte.

Er wurde abgebremst. Fast provozierend langsam schwangen die beiden vorderen Türen auf. Uniformierte stiegen aus. Die beiden Polizisten blieben stehen und schauten ins Feuer.

Erst als sich ihre Augen an das tanzende Licht gewöhnt hatten, kamen sie näher.

Ein Mädchen rief: »Diese Bullen haben wir aber nicht eingeladen. Sie sollen verschwinden.«

»Sei ruhig, Eddy!« rief Chris. »Wir wollen doch keinen Ärger machen und den Leuten helfen.«

»Das ist gut so!« sagte einer der Beamten und schaute sich um. »Wo sind die beiden Amateur-Nutten?«

»Können Sie sich nicht anders ausdrücken?« fragte Chris.

»Haben wir unrecht?«

»Ja.«

Der Polizist, schon älter und leicht übergewichtig, grinste falsch. »Dann entschuldige ich mich.«

Landon hob die Schultern und rief die beiden Mädchen, auf die es ankam. Aber nur eine erschien — Isy. Sie kam zögernd näher. Trotz stand in ihrem Gesicht, als sie die Polizisten anschaute.

»Waren das nicht zwei?« fragte der Dicke. Sein Kollege schaute sich derweil um.

»Ja.«

»Hol die andere, Schönling!«

Chris war überfragt. Kitty hatte sich, aus welchen Gründen auch immer, aus dem Staub gemacht. Deshalb wandte er sich an Isy. »Weißt du, wo sie steckt?«

»Nein, sie lief weg.«

»Das wird immer schöner!« stellte der Polizist fest. »Okay, Kleine, halten wir uns an dich.« Er schaute Isy an, die unter dem Blick des

Mannes immer kleiner wurde.

Der Polizist aber wollte seine Schau abziehen und den großen Macker hervorkehren.

Chris paßte die Entwicklung überhaupt nicht. Am meisten aber machte er sich Sorgen um Kitty...

Und Kitty heulte! Sie war getroffen worden, tief enttäuscht, deprimiert und verzweifelt, deshalb handelte sie, ohne lange zu überlegen. Isy hatte noch versucht, sie mit Worten und Taten aufzuhalten, doch Kitty war stärker gewesen und einfach losgerannt. Weg vom Feuer, hinein in die Dunkelheit zwischen den hohen Rohbauten. Die Tränen hatten ihren Blick verschleiert, sie war gefallen und in einen Hügel aus Sand gelandet, wo sie sich zum Glück nichts getan hatte. Nicht einmal umgeschaut hatte sie sich. Sie wollte die anderen nicht mehr sehen, weil sie zutiefst von ihnen enttäuscht gewesen war. Und Chris begriff nichts, überhaupt nichts. Er hätte doch längst merken müssen, wie sie zu ihm stand, daß sie nur wegen ihm auf den Strich gegangen war. Wovon hätte sie sonst das Feuerzeug bezahlen sollen, das sie ihm geschenkt hatte?

Nein, die Gruppe war nichts. Die war überhaupt nichts für sie. Kitty war und blieb eine Einzelgängerin, das hatte sich in den letzten beiden Monaten herausgestellt. Wahrscheinlich würde sie auch wieder zurück zu ihren Eltern gehen, auch wenn sie die enge Wohnung damals regelrecht angewidert hatte.

Diese Gedanken schossen intervallweise durch ihren Kopf. Sie spürte auch die Schmerzen in ihrem Schädel, denn dort zerplatzte irgend etwas. Das Herz hämmerte. Jeden Schlag bekam sie mit, ihr Atem floß keuchend über die Lippen, sie stolperte nur noch, und sie hielt sich schließlich am Gestänge einer großen Mischmaschine fest. Tief atmete sie durch, ruhte sich aus, spürte in ihren Augen das heiße Brennen und hatte das Gefühl, von einem gewaltigen Schwindelanfall erwischt worden zu sein.

Nach einer Weile hatte sich Kitty so weit beruhigt, daß sie ihre unmittelbare Umgebung wahrnehmen konnte, und sie erschrak plötzlich, denn nicht weit entfernt befand sich ein Schlund.

Das Maul eines Ungeheuers.

Das Mädchen bekam Herzjagen und eine Gänsehaut, bis ihr einfiel, daß dies kein Schlund war, sondern der dunkle, breite Eingang eines der beiden Häuser.

Ein Haus, das wie ein Moloch wirkte. Es war kalt, unpersönlich, aber es bot einen gewissen Schutz. Man konnte sich in den zahlreichen Wohnungen verstecken oder verkriechen wie ein Tier, das nicht gefunden werden wollte.

So ähnlich kam sich das Mädchen auch vor. Man hatte sie enttäuscht, am liebsten hätte sie sich das Leben genommen. Ohne es eigentlich bewußt zu wollen, war sie wieder vorgegangen und schritt auf den breiten, düsteren Eingang zu.

Sie erreichte das Haus, in dem der noch leere Fahrstuhlschacht gähnte, und die Düsternis der Halle hatte sie aufgenommen. Warnschilder waren an den Wänden angebracht worden. Den Fahrstuhlschacht hatte man mit einem zusammenge nagelten Holzgitter gesichert, das aber sehr leicht zu durchbrechen war.

Kitty passierte mit zitternden Knien den dunklen Fahrstuhlschacht. Sie suchte nach einem Versteck, wo sie die Nacht über bleiben konnte. In jedem Rohbau ist es feucht. Da machte auch dieser hier keine Ausnahme. Hinzu kam der Geruch von Staub und Beton oder kalten Steinen, und Kitty fröstelte.

Es brannte keine Lampe. Sie konnte sich kaum orientieren, und so suchte sie sich eine Ecke aus, wo ihrer Meinung die Schatten besonders dicht waren.

Da ließ sie sich nieder.

Erst als sie hockte, stellte sie fest, wie kaputt sie eigentlich war. Zugleich leer-und ausgebrannt, von einer Angst regelrecht geschüttelt

und vor Enttäuschung deprimiert.

Soweit es möglich war, zog sie die Beine an, preßte ihre Stirn auf die Knie. Sie atmete tief durch. Saugende Geräusche drangen aus ihrem Mund, vermischt mit dem Schluchzen.

Kitty war so enttäuscht. Sie hatte Chris geliebt, hätte ihm alles gegeben, er aber hatte sich ein anderes Weib gesucht und dies nicht einmal abgestritten.

Sie hätte ihm noch alles verziehen, wenn er zu ihr zurückgekehrt wäre. Nicht einmal den Versuch hatte er unternommen.

Und deshalb haßte sie.

Ja, sie haßte dieses andere Weib, das sie nicht einmal kannte, aber sie hatte sich bereits das Bild der Todfeindin aufgebaut. Wenn sie die andere jemals zwischen die Finger bekommen würde, sollte diese sterben.

Tausend und mehr Tode malte sie sich für diese Frau aus. Einer war schlimmer als der andere.

Dieser Haß wühlte sie auf, und so etwas wie Kraft strömte wieder in ihren Körper.

Sie richtete sich auf. Aus brennenden Augen starrte Kitty in die Finsternis. Sie vertrieb die Tränen und schluckte.

Bis sie plötzlich starr sitzenblieb und sich auch in den folgenden Sekunden nicht mehr bewegte.

Das Mädchen hatte etwas gerochen. Der üble, ekelerregende Gestank wehte ihr entgegen. Sie hatte das Gefühl, ihr Magen würde sich umstülpen. Über den Körper rann ein Schauer.

Kitty stand auf.

Noch immer zitterten ihre Beine. Ihr Inneres kam ihr vor wie ein Vulkan, der unter Druck stand. Nur fand der Druck bei Kitty kein Ventil, er blieb in ihrem Körper und schürte die Angst.

Sie hatte versucht, den Geruch zu identifizieren, aber sie war zu keinem Ergebnis gelangt. Dieser Gestank war anders, ganz anders.

Es war kein Brandgeruch, er stammte auch nicht von fauligen Pflanzen ab, nein, das roch wie...

Hier stockten ihre Gedanken, da Kitty kein Vergleich einfiel. So etwas hatte sie noch nie wahrgenommen.

Vorhin hatte sie gefroren, jetzt aber schwitzte sie. Es war die Angst vor dem Unbekannten und Gefährlichen, die den Schweiß aus den Poren trieb. Woher strömte der Geruch? Sie ging sehr langsam vor, drehte dabei den Kopf, versuchte die Quelle des Gestanks herauszufinden, aber das schaffte sie nicht.

Der Geruch war überall gleich stark. Er hatte sie eingekreist. Unwillkürlich drehte sie den Kopf und schaute dorthin, wo der Fahrstuhlschacht durch das primitive Gitter abgegrenzt wurde. Wehte er aus dieser Richtung nicht stärker?

Normalerweise wäre Kitty längst aus dem Haus gerannt, doch sie wollte nicht mehr zu den anderen zurück. Möglicherweise stand sie auch dicht vor einer entscheidenden Entdeckung. Wenn in dem Fahrstuhlschacht tatsächlich etwas lauerte und sie es den anderen mitteilte, würde sie ganz toll dastehen und von Chris wahrscheinlich wieder voll akzeptiert werden.

Deshalb überwand sie die eigene Angst und Schwäche. Kitty ging auf Zehenspitzen ihrem Ziel entgegen. Sie bemühte sich, leise zu sein, doch unter ihren Sohlen zerknackten kleine Steine zu Staub. Überhaupt lag dieser graue Baustaub in der Luft und setzte sich auch an der Kleidung fest. Er klebte im Gesicht, sie schmeckte ihn, er kratzte im Hals, so daß der Hustenreiz automatisch kam.

Kitty stellte fest, daß dieser eklige Gestank tatsächlich aus dem Fahrstuhlschacht wehte. Dort in der Tiefe mußte irgend etwas liegen und verfaulen.

Aber was? Erkennen konnte sie in der Dunkelheit nichts. Vielleicht war es ein totes Tier, das noch nicht von den Bauarbeitern entdeckt worden war. Oder ein Mensch?

Als sie daran dachte, schlug ihr Herz noch schneller, und abermals spürte sie den Schweißausbruch. Sie hätte noch verschwinden können, aber der Wunsch, sich zu profilieren, war stärker als die Furcht vor dem Gestank.

Noch zwei Schritte. Die letzten nur. Zögernd, gehemmt überwand das Mädchen die Distanz und legte beide Hände auf die Kante des rauhen Holzbretts. Sie hielt den Atem an, dachte an ihr Feuerzeug und wollte es hervorholen, als sie plötzlich die flüsternde Stimme vernahm, deren Worte sie zutiefst erschreckten.

»Mädchen, du bist zu weit gegangen, viel zu weit...«

Kitty stieß einen leisen Schrei aus. Sie hatte niemand gesehen und sich doch nicht getäuscht. Da hatte sie eine Frauenstimme angesprochen. Sie kannte die Person nicht, hatte die Stimme noch nie zuvor vernommen, hörte ihr zu und drehte sich hastig um. Mit dem Rücken schrammte sie noch an den Holzleisten entlang, das aber störte sie nicht. Kitty starrte in die Dunkelheit, sah auch den großen rechteckigen Ausschnitt des Eingangs, aber auch dort stand niemand, der die Worte hätte sprechen können.

Sie war allein...

Nein, nicht ganz, denn hinter ihr, aus der Tiefe des Fahrstuhlschachts schob sich etwas in die Höhe. Begleitet von einem grünlichen Leuchten. Eine widerliche Masse, die den Schacht von einem Rand zum anderen dicht ausfüllte.

Das Monstrum kam...

Kitty war so mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und auch so stark auf den keuchenden Atem konzentriert, daß sie die Geräusche nicht vernahm. Sie starrte nach vorn, rief zaghaft in die Dunkelheit hinein, bekam aber keine Antwort.

»Wo bist du denn? Melde dich doch!«

Das Wesen drückte sich höher. Es hatte bereits den Rand des Schachts erreicht. Die grünlich leuchtende Masse preßte sich gegen

das Holz der Absperrung, und da hörte Kitty das leise Knacken.

Sie fuhr herum.

Schräg von oben herab huschte etwas Langes auf sie zu. Ein düsterer, gefährlicher Schatten, widerlich riechend, und Kitty kam nicht einmal dazu, einen Hilfeschrei auszustoßen.

Etwas klatschte in ihr Gesicht. Dabei drückte sich dieses Etwas auch auf den Mund, drang hinein, sie würgte, wollte sich wegrehen, wurde aber festgehalten.

Kitty bekam keine Luft mehr. Nur die Augen und die Stirn waren von ihrem Gesicht noch frei. Dann verlor sie den Halt. Das widerliche Wesen hatte sie einfach in die Höhe gerissen. Im nächsten Augenblick kippte Kitty schon nach hinten. Das Holz brach unter ihrem Gewicht. Einige dünne Querlatten fielen in den Schacht, und Kitty folgte ihnen.

Sie hatte keine Chance mehr...

Die beiden Polizisten hatten sich Zeit gelassen. Kitty war nicht zurückgekehrt, und so beschäftigten sie sich mit Isy, die von ihren Freunden umstanden wurde.

Die Personalien des Mädchens wurden aufgenommen, und man verhörte sie zu dem Fall.

Isy stritt alles ab. Zwei Freunde traten vor, um ihr ein Alibi zu geben, doch die Beamten kümmerte das nicht. Sie hatten andere Aussagen vorliegen.

»Du mußt mit!« sagte der Dicke und grinste breit.

Isy trat einen Schritt zurück. Sie war blaß geworden und warf Chris Landon einen hilfesuchenden Blick zu.

»Warum?« fragte der junge Mann.

»Wir werden sie zunächst einmal in der Zelle behalten. Morgen sehen wir weiter.«

Chris überlegte einen Moment. »Ich verspreche Ihnen, daß sie nicht

fliehen wird.«

Beide Polizisten lachten. »Das glaubt dir doch sowieso keiner. Wenn wir jetzt verschwinden, ist auch sie weg, verstehst du? Dann gibt es sie nicht mehr, und alles beginnt von vorn. Und die andere Möglichkeit könnt ihr sowieso nicht ausschöpfen«, fügte er in einem arrogant klingenden Tonfall hinzu.

Dennoch fragte Chris. »Welche ist das?«

»Kautions.«

Landon lächelte. »Ja, davon hörte ich. So erkaufen sich Gesetzesbrecher mit viel Geld vorübergehend ihre Freiheit.«

»Das sehe ich anders«, widersprach der Polizist.

Chris blieb beim Thema. »Wie hoch wäre die Summe denn für das Mädchen?«

Die Beamten waren überrascht, daß jemand eine solche Frage stellte. Alles hätten sie gedacht, nur das nicht. So dauerte es entsprechend lange, bis ihre Antwort das Schweigen unterbrach.

»Fünfzig Pfund!«

Chris nickte. »Wie Sie das wissen. Wird die Kautions nicht von einem Richter festgelegt?«

»Wo ist denn hier einer? Wir sind die, die alles festlegen müssen. Und ich sage fünfzig Pfund. Das sind Erfahrungswerte.« Der Sprecher hatte lässig gesprochen und seine Worte mit den entsprechenden Handbewegungen unterstrichen.

»Haben wir die?« fragte Popeye in die Stille hinein. Nur das Krachen des Holzes war zu hören, wenn die Flammen es vernichteten. Manchmal flogen kleine, glühende Stücke in die Höhe. Wenn der Wind in das Feuer fuhr, entsand ein Brausen.

»Ja, habt ihr die?« wiederholte der zweite Polizist, der ansonsten nicht viel gesagt hatte.

»Nein!« Chris gab eine ehrliche Antwort. »Dieses Geld bekommen wir nicht zusammen.«

Der dicke Polizist hob die Schultern. »Dann tut es mir für euch leid. Ich muß die Kleine mitnehmen.« Er ergriff Isys Handgelenk und hielt es fest.

»Bitte, Chris.« Sie warf ihm einen flehenden Blick zu. »Bitte, hilf mir doch.«

»Er hat das Geld doch nicht.« Das Mädchen wurde zum Wagen gezogen, aber auch Chris trat vor.

»Einen Moment noch.«

Die Beamten hielten tatsächlich inne. »Ist dir eingefallen, wo du die Summe versteckt hast?«

»Nein. Ich kann sie nicht zahlen!« Er betonte das erste Wort besonders und hatte auch sehr laut gesprochen.

»Dann gebe ich eben das Geld!« hörten sie plötzlich eine Stimme aus der Dunkelheit...

Gesprochen hatte eine Frau, eine Person, die nicht zu ihnen gehörte. Wahrscheinlich hatte sie den Disput verfolgt und genau zum richtigen Zeitpunkt eingegriffen.

Nicht nur die Polizisten staunten, auch die Jugendlichen bekamen vor Überraschung den Mund kaum zu, als sich dicht neben einem aufgetürmten Steinhaufen eine Gestalt löste und langsam auf das Feuer zuschritt. Sie blieb erst stehen, als die Ausläufer der Flammen sie erreichten und ihr Gesicht mit einem Schattenspiel bedeckten. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse war zu erkennen, daß dies eine besondere Frau war. Sie hatte eine starke Ausstrahlung und gehörte nicht unbedingt zu dem Ärmsten in London. Allein die weitgeschnittene dunkelrote Lederjacke hatte einiges gekostet. Sie griff mit einer Hand in die Außentasche, holte fünfzig Pfund hervor und winkte mit den Scheinen zu den Polizisten rüber.

»Reicht das?«

»Ja, Madam, ja«, erklärte der Ältere, ließ Isy los und holte sich das

Geld. Die Frau starrte ihn kalt an, und der Beamte erschauerte unter diesem gnadenlosen Blick.

»Wer sind Sie?« fragte er leise.

»Spielt das eine Rolle? Nehmen Sie das Geld, und verschwinden Sie.«

Der Beamte nickte. »Sie bekommen noch eine Quittung.«

»Darauf kann ich verzichten.«

»Aber ich nicht. Bei uns hat eben alles seine Ordnung.« Auf den Quittungsblick schrieb er die entsprechenden Zeilen, riß ein Blatt ab und reichte es der Frau.

Danach trollten sich die beiden.

Kaum jemand schaute ihnen nach. Viel interessanter war die Fremde, deren dunkles Haar durch den Schein des Feuers einen rötlichen Schimmer bekommen hatte.

Ein Fransenpony fiel in die Stirn. Ihr Gesicht war ausdrucksvoll und kalt zugleich. Wie auch die Augen, obwohl sich das Feuer darin spiegelte. Von der Figur her konnte man sie als nicht zu schlank bezeichnen. Möglicherweise lag dies auch an der weit geschnittenen Lederjacke, die bis zu den Oberschenkeln reichte und einen Teil der dunklen Hose verdeckte.

Der Motor des Polizeiwagens sprang an. Scheinwerferlichter huschten über die jungen Leute und stachen auch in die Flammen hinein, als der Wagen gedreht wurde.

Dann fuhren sie ab.

Die Zurückgebliebenen atmeten erleichtert auf.

Popeye lachte sogar und zerknackte dabei mehrere Salzstangen. Die anderen wagten nicht, etwas zu sagen. Sie gaben keinen Kommentar ab, weil sie einfach zu überrascht waren. Selbst Chris mußte sich erst noch fangen.

Ihm aber wandte sich die Frau zu. »Willst du mich nicht vorstellen, Chris?«

Er nickte heftig. »Natürlich, sofort.« Chris mußte sich räuspern. »Tut mir leid, ich bin noch immer überrascht.«

Die Frau verzog die Lippen zu einem Anflug des Lächelns. »Das habe ich festgestellt.«

Chris Landon deutete auf die Besucherin. »Darf ich euch Carina vorstellen? Sie ist eine Bekannte von mir.«

Isy schaute auf und hörte sehr gespannt zu. Das also war die Frau, über die sich Kitty so schrecklich aufgeregt hatte. Verglich man Carina mit Kitty, so kam letztere sehr schlecht weg. Die andere war reifer, sie hatte viel mehr Format. Vor ihnen und vom Widerschein der Flammen umspielt, stand das, was man eine kalte Schönheit nannte. Carina setzte sich in Bewegung. Niemand hinderte sie daran, als sie einen Bogen schlug, der in einen Kreis mündete. Sie schritt um das Feuer und auch um die jungen Leute herum, schaute sie an, starrte manchmal direkt in deren Gesichter und nickte einige Male.

»Das also sind deine Freunde, Chris?«

»Ja. Gefallen sie dir?«

Carina ging noch zwei Schritte weiter, bevor sie stehenblieb. »Es hätte mich schlimmer treffen können. Ich finde sie zwar ein wenig stumm, aber sie scheinen mir originell zu sein.«

»Das Richtige für deine Party.«

»He, Party!« rief Eddy. »Habe ich richtig gehört? Soll es eine Fête geben?«

»Bei ihr«, erwiderte Chris.

Carina sah in den folgenden Sekunden die Blicke der neuen Gäste auf sich gerichtet und gab eine Erklärung ab. »Ich weiß nicht, ob ihr schon von Carinas Parties gehört habt. Sie sind etwas Besonderes, kann ich euch sagen. In der Szene ist man davon sehr angetan, weil ich mir immer etwas Neues einfallen lasse. Der letzte Schrei seid ihr.«

»Staffage!« rief Popeye.

Er zerknüllte die Salzstangentüte und schleuderte sie ins Feuer.

»Nein, als Gäste.« Chris hatte die Antwort gegeben. »Okay, okay, war nur eine Frage.«

»Wer kommt denn noch?«

Carina hob die Schultern. »Männer und Frauen, die das Außergewöhnliche lieben. Das Haus ist groß genug, der Garten ebenfalls. Ihr habt Auslauf, falls ihr den braucht.«

»Wir kommen!« Eddy sprach für alle.

Carina Colby nickte. »Gut, ich habe auch nichts anderes von euch erwartet.«

Chris hob den Arm. Er wollte noch etwas sagen. Die Gespräche der anderen verstummten. »Carina war praktisch die Überraschung, die ich euch angeboten hatte. Ich wußte von der Einladung, habe euch aber bewußt nichts davon gesagt.«

»Die Überraschung ist dir auch gelungen!« meldete sich ein anderes Mädchen. »Sollen wir noch bleiben?«

»Nein, ihr könnt gehen.« Chris Landon griff in die Tasche und holte einen Zettel hervor. »Hier habe ich euch die Adresse aufgeschrieben. Prägt sie euch ein.«

Der Zettel ging von Hand zu Hand. Carina Colby kam auf den jungen Mann zu. Sie blieb vor ihm stehen und schaute ihn an. Chris hatte den Mund zu einem Lächeln verzogen und spürte ihre Handflächen auf seiner nackten Brust. »Du bist gut«, sagte er, »dein Auftritt war genau getimt.«

»So etwas macht mir Spaß.« Sie deutete in Richtung der Straße.

»Gehen wir?«

»Wohin?«

»Ich habe meinen Wagen dort geparkt. Wir können zu mir fahren.«

Chris holte tief Luft und trat verlegen von einem Fuß auf den anderen.

»Im Prinzip gern, aber da gibt es noch ein kleines Hindernis, weißt

du?«

»Was ist es?«

»Kitty, ein Mädchen. Sie ist verschwunden. Ich muß die Kleine suchen. Sie ist einfach weggelaufen...«

»Vergiß Kitty!« Carina Colby hatte laut und deutlich gesprochen.
»Vergiß sie für alle Zeiten, Chris.«

»Wieso?«

Ihre Augen bekamen einen harten Glanz. »Ich werde dich jetzt vor die Entscheidung stellen. Entweder Kitty oder ich!«

Chris überlegte. Er kannte die Frau. Sie konnte so weich wie Wachs werden, aber auch eine stählerne Härte zeigen. Und hier würde sie Härte beweisen, das stand für ihn fest.

»Nun?«

Chris Landon hob die Schultern. »Für mich ist die Sache klar. Ich gehe mit dir.«

»Dein Glück.«

Landon lachte nur, es klang nicht echt, denn den Gedanken an Kitty wurde er trotzdem nicht los...

Am anderen Morgen war mein großer Ärger verraucht. Zusammen mit herbeigerufenen Kollegen hatten wir noch am späten Abend die Reifen gewechselt und waren gefahren.

Nicht zu dieser Carina Colby, obwohl sie mir jetzt schon schwer im Magen lag.

Deren Party wollte ich auch ohne Einladung besuchen und dort den Supergast spielen. Gewissermaßen als Paukenschlag. Auch Suko war gespannt auf das Fest, aber vor das Vergnügen haben die Götter den Schweiß gesetzt. Bei uns waren es die Stunden, die wir noch im Büro verbringen mußten. Natürlich rief Bill an und erkundigte sich, was es gegeben hatte.

Ich berichtete von dem Mißgeschick mit dem Wagen und mußte mir

anhören, daß es bestimmt keine Dämonen gewesen waren, die die Reifen zerstört hatten.

»Aber der Leichengeruch erinnerte mich an einen Ghoul.«

»Habt ihr ihn gesehen?«

»Nein, er hielt sich zurück.«

»Und Spuren?«

»Waren auch keine zu entdecken. Die Gräber lagen normal. Keines war aufgebrochen.«

»Da weiß ich auch nicht mehr weiter.«

»Brauchst du auch nicht, Bill. Suko und ich jedenfalls werden heute abend die Party der Dame besuchen.«

»Viel Spaß dabei.«

»Danke.«

Ich legte auf, und Glenda kam wieder mit Kaffee. Sie hatte auch frische Hörnchen gekauft, die wir uns schmecken ließen.

»Bleibt ihr heute im Büro?« fragte sie.

»Wie es aussieht, ja.«

»Das ist aber selten.«

Ich wollte gerade zu einer Gegenantwort ansetzen, als sich das Telefon meldete. Suko, der zwar näher am Apparat saß, hatte den Mund voll. Ich holte mir den Schwenkarm rüber und meldete mich.

»Sir, mein Name ist Sergeant Mitchner. Ich möchte Sie vom Fund einer Leiche unterrichten, den Bauarbeiter bei Dienstantritt gemacht haben.«

»Gut, Sergeant. Was habe ich damit zu tun?«

»Die Leiche sieht ungewöhnlich aus. Es laufen da gewisse Querverbindungen. Ich hörte, daß es einen ähnlichen Fall gibt.«

Natürlich dachte ich sofort an die Mumie. »Besitzt sie eine grünliche Farbe?«

»Ja, und sie ist mumifiziert.«

»Okay, ich komme. Wo muß ich hin?«

Ich bekam die Adresse gesagt und scheuchte Suko mit einer Handbewegung vom Stuhl hoch.

»Was ist?«

»Der zweite Tote.«

»Verdammt.«

Glenda sah nur unsere qualmenden Hacken, als wir aus dem Büro stürmten. Später quälten wir uns durch den Londoner Verkehr. Wir brauchten nicht über den Fluß. Nicht weit von der Oxford Street und nahe dem Portman Square lag unser Ziel.

Zwei neue Hochhäuser wurden hier errichtet. Im Rohbau standen sie schon. Ich dachte daran, daß auch Suko und ich einmal in eine Rohbau-Falle geraten waren. Da hatte es Lilith, die Große Mutter, geschafft, mein Kreuz zu manipulieren.

Die Mordkommission war da, zwei Streifenwagen sah ich ebenfalls, und ich ließ den Rover auf einer dünnen Schicht Bausand ausrollen. Man kannte uns und hielt uns nicht auf, als wir den Rohbau betraten, in dem es nicht nur typisch stank, sondern auch nach Ghoul. Die Arbeiter waren zu einer Zwangspause verurteilt. Sie hielten sich woanders auf. Nur die beiden Männer, die das Schreckliche entdeckt hatten, befanden sich in der Halle.

Der Tote lag nicht mehr im Schacht. Man hatte ihn bereits hochgehievt. Er lag in der Halle und mit einer Plane aus Plastik abgedeckt. Man machte uns schweigend Platz. Jemand nahm die Decke ab, so daß ich mir den Toten anschauen konnte. Auch Suko sah hin, und er schluckte ebenfalls.

Die Leiche sah so aus wie die erste, die ich mir angeschaut hatte. Es gab nur einen Unterschied, bei dieser Person handelte es sich um eine Frau.

Grün, zusammengedrückt, mit dünnem Schleim bedeckt und widerlich riechend.

Wie beim erstenmal...

Ich wandte mich ab. Die Gesichter der mich umstehenden Männer waren bleich. Auch bei ihnen drängte sich der Magen hoch. »Kann ich mit den beiden Bauarbeitern reden?«

Sergeant Mitchner nickte und führte mich zu den Männern. Sie hatten auf den Schreck einen Whisky getrunken, und ihre Fahne war zu riechen.

»Sie haben die Tote gefunden?«

»Ja.«

»Bitte, erzählen Sie.«

Sie waren angekommen, hatten den Geruch festgestellt und schließlich die grausige Entdeckung gemacht. »Gesehen haben Sie nichts?«

»Nein, überhaupt nichts. Uns können Sie als Zeugen nicht gebrauchen, Sir.«

»Das sehe ich auch.«

Suko kam mit schnellen Schritten näher. »Vielleicht gibt es doch eine Spur.«

»Welche?«

»Zwei Polizisten waren in der Nacht hier. Durch die Rundmeldung erfuhren sie erst jetzt, daß man in diesem Bau eine Leiche gefunden hat.«

»Wo sind die Männer?«

»Schon auf dem Weg hierher.«

Ich nickte. Allmählich bekamen wir ein etwas besseres Bild. Bisher waren wir nur Spuren nachgelaufen, die nichts brachten, aber die Beamten konnten uns vielleicht aus der Klemme helfen. Ich verließ den Fundort der Leiche und ging nach draußen, wo die Luft besser war.

Sergeant Mitchner sprach mit Suko. Beide waren mir gefolgt. »Haben Sie eine Erklärung dafür?« fragte er mich.

»Nein, aber es ist die zweite Leiche, die so fürchterlich zugerichtet

wurde.«

»Von wem?«

»Sie sind gut, Sergeant. Wenn ich das wüßte, ging es uns allen besser.«

»Und Sie wissen auch nicht, wie man so etwas Schreckliches machen kann? Das ist vielleicht naiv gefragt, aber ich stehe vor einem furchtbaren Rätsel.«

»Uns geht es ebenso.«

Michner hob die Schultern und ging zu seinen Kollegen. Suko und ich warteten auf die beiden Zeugen, falls man sie überhaupt als solche ansehen konnte.

»Erst in einem Kanalschacht, jetzt in einem Aufzugschacht«, sagte Suko.

»Das haben die Fundorte gemeinsam, aber zwischen ihnen liegt eine räumliche Distanz. Wenn wir davon ausgehen, daß sich ein Ghoul die Opfer geholt hat, müßte er sich über diese größeren Strecken hinweg durch London bewegen.«

»So kann es sein.«

»Wenn das mal keinen Ärger gibt.«

Ich trat die Zigarettenkippe aus und bat darum, daß die Leiche zum Yard gebracht wurde. Dort sollten sich die Wissenschaftler um sie kümmern. Die Zeugen kamen mit einem Streifenwagen, dessen rechtes Vorderrad fast vor meinen Fußspitzen anhielt.

Zwei Polizisten stiegen aus. Der Ältere brachte einige Pfunde zuviel auf die Waage, sein Kollege war gegen ihn ein Strich.

Michner hatte sie auch gesehen, sprach mit ihnen und deutete zu mir hinüber.

Sie kamen auf mich zu. Ich erfuhr ihre Namen und stellte meine Frage.

»Was haben Sie in der Nacht auf diesem Gelände gewollt?«

Der Dicke antwortete. »Wir mußten zwei Mädchen abholen, die auf

den Strich gegangen sind. Die beiden sprachen Männer an, hatten aber das Pech, einer Zivilstreife in die Arme zu laufen. Wir bekamen dann den Job, sie abzuholen.«

»Haben die sich hier versteckt?«

»Versteckt ist gut!« sagte der Polizist lachend. »Schauen Sie sich mal die Feuerreste an. Sie haben sich mit einigen Typen hier getroffen und ein Lagerfeuerchen gemacht. Das war eine ganze Gruppe.«

»Gab es Ärger?«

»Nein. Wir hätten sie auch mitgenommen, aber gegen eine Kautions von fünfzig Pfund wurde eine der beiden ausgelöst. Die zweite haben wir nicht gefunden, die muß zuvor Lunte gerochen und sich rechtzeitig genug abgesetzt haben.«

»Wer zahlte die Kautions?«

»Das ist ja die Überraschung. Plötzlich erschien eine Fremde, die das Geld lockermachte.«

Wir bekamen dann den gesamten Ablauf erzählt. Auch der zweite Beamte mischte sich ein. Er besaß eine gute Beobachtungsgabe und beschrieb die Frau sehr genau.

Aber auch den blonden Anführer, der Chris gerufen wurde.

»Wie hieß denn die Frau?« fragte ich.

»Keine Ahnung.«

»Das könnte die Colby gewesen sein!« flüsterte Suko mir zu.

»Ja — könnte.«

»Wie gesagt, Sir, das zweite Mädchen tauchte plötzlich unter. Da war nichts zu machen.«

»Man hat hier eine Leiche gefunden«, sagte Suko. »Sie sollten sich die Tote anschauen.«

»Die ist aber verändert, nicht?«

»So kann man es auch sehen. Ich begleite Sie.« Suko ging mit den beiden, während ich mich mit Sergeant Mitchner unterhielt, der zu

mir gekommen war.

»Sind Sie ein Stück vorangekommen, Sir?«

»Das muß man erst mal abwarten.«

Mitchner wischte Schweißtropfen von seiner Oberlippe. »So etwas wie hier habe ich in meiner gesamten Dienstzeit noch nicht erlebt. Das ist einfach schrecklich und unfäßbar.«

»Und es ist bereits die zweite Leiche!« fügte ich hinzu.

Mitchner atmete durch die Nase ein. »Mit wie vielen Toten müssen wir denn noch rechnen?«

»Ich hoffe sehr, daß diese Leiche die letzte gewesen ist.«

»Für mich ist das ein Wahnsinniger. Haben Sie mal darüber nachgedacht, Sir, wie sich ein Mensch so verändern kann?«

»Nachgedacht schon, doch ich bin zu keinem Ergebnis gekommen. Tut mir wirklich leid.«

»Und Sie müssen versuchen, den Fall zu lösen?«

»So ist es.«

»Da möchte ich mit Ihnen nicht tauschen.«

Suko und die beiden Polizisten kehrten zurück. Beide Beamte sahen schlecht aus. Ihre Haut hatte einen fahlen Glanz bekommen, der sogar einen Stich ins Grünliche besaß.

»Da kann man wirklich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob das die Person gewesen ist, die die Kollegen gesucht haben.«

Der ältere Polizist schüttelte den Kopf. Sprechen konnte er nicht. Für Suko und mich gab es hier nichts mehr zu tun. Wir verabschiedeten uns und fuhren zurück.

Beide verspürten wir Hunger. Wir hielten nicht unterwegs an, sondern fuhren zu dem Lokal, das praktisch noch zum Yard-Gebäude zählte. Es war ein kleines Restaurant. Man fand dort die Kollegen vor, die nicht in die Kantine gingen.

Villa Claudius nannte sich das Lokal und wurde von zwei Italienern namens Mario und Francos betrieben.

Es waren noch einige Tische frei, man kannte uns, wir bekamen die kleine Mittagskarte und überflogen sie. »Hast du nach dem Anblick überhaupt noch Hunger?« erkundigte sich Suko.

»Keinen sehr großen.«

Wir bestellten Salat und Mineralwasser. Der Salat war mit Fisch garniert und schmeckte herzhaft frisch.

Suko hob sein Glas. »Auf die Party heute abend.«

Ich nickte und faßte ebenfalls nach meinem Trinkgefäß. »Und auf Carina Colby...«

Er hatte zwar nicht lange geruht, aber prächtig geschlafen. Mit Carina war er sofort zu ihrem Haus gefahren, dort hatten sie ein Bad genommen und waren anschließend in ihr Schlafzimmer gegangen, das schon hallenartige Ausmaße besaß.

Carina war praktisch über ihn hergefallen. Das Wort unersättlich hätte gut zu ihr gepaßt. Aber passen hatte Chris schließlich müssen und war als ein völlig erschöpfter Mensch eingeschlafen.

Er wurde wach, wußte im ersten Augenblick nicht, wo er sich befand und tastete über die kühle Seidendecke. Schlagartig kam ihm die Erinnerung. Nein, das war keine Nische im U-Bahn-Schacht, in der er die Nacht verbracht hatte, sondern ein Superbett und dazu noch mit einer Superfrau, die allerdings jetzt fehlte.

Ihre Seite war leer.

Er ärgerte sich, daß er so lange geschlafen hatte, schaute auf seine Uhr und erkannte, daß die neunte Morgenstunde schon angebrochen war. So wie Gott ihn erschaffen hatte, lag er im Bett, wühlte mit den Fingern durch sein Haar, hielt nach der Kleidung Ausschau und konnte sie nirgendwo entdecken.

Durch die Fenster fiel das Tageslicht in Streifen, weil Rollos vor den Scheiben hingen.

Er hatte noch keine Lust, aufzustehen. Was konnte ihm auch

passieren? Da gab es eine phantastische Frau, die sich in ihn verknallt hatte. Hinzu kam noch ihr Reichtum. Wie reich sie war, wußte er nicht, aber daß sie Geld hatte, war klar.

Da fiel sicherlich auch für ihn etwas ab. Das war es doch, von dem viele träumten.

Bei ihm war der Traum in Erfüllung gegangen.

Er dachte weiter darüber nach und schreckte erst zusammen, als ziemlich energisch an die Tür geklopft wurde.

»Ja, bitte.«

Das Zimmer war sehr geräumig, und das Bett stand mit dem Kopfende so, daß der Liegende die Tür sehen konnte.

Auch Chris Landon. Er sah, daß jemand die Tür von außen öffnete, aber er entdeckte die Person nicht, die das Zimmer betrat. Er hörte nur ihre weichen Schritte.

Deshalb richtete er sich auf.

Die Decke rutschte dabei nach unten. Auf den Knien und den Oberschenkeln blieb sie liegen, und erst in der sitzenden Haltung wurde ihm bewußt, daß Fiona gekommen war.

Fiona, die Liliputanerin. Die Frau, die ihm soeben noch bis zur Hüfte reichte, vor der er sich jedoch fürchtete.

Sie und Carina gehörten zusammen. Beide Frauen verband ein Geheimnis. Chris war nicht dahintergekommen, um was es sich handelte, aber er mochte Fiona nicht.

Sie trug das schwarze Haar zu dicken Zöpfen geflochten, die an den Seiten herabbaumelten. Das Gesicht wirkte dadurch noch runder und irgendwie eingerahmt.

Ein breitflächiges Gesicht, das einen männlichen Ausdruck besaß mit seiner hohen Stirn, den großen Augen, der Kälte im Blick und den verkniffenen Mundwinkeln.

Fiona trug ein blaues Kittelkleid. Aus den kurzen Ärmeln schauten ihre kräftige Arme, die in ebenfalls kräftig wirkenden Hände

mündeten und das Männliche an ihr noch unterstrichen. Auf der Oberlippe wuchs ein dünner, dunkler Damenbart.

Sie trat bis an das Bett und legte einen seidenen Morgenmantel ab. »Der ist für dich.« Wie immer besaß ihre Aussprache einen harten Klang.

»Wo ist Carina?«

»Bereits aufgestanden.«

Chris verzog das Gesicht und schwang sich aus dem Bett. Es machte ihm nichts aus, daß er nackt war. Sein Griff war fest, mit dem er die Liliputanerin packte. »Wo ist sie?«

»Laß mich los!«

Diese Worte ließen ihn erschreckt zusammenfahren. In den Worten hatte Haß mitgeschwungen.

Chris Landon nahm die Hand weg. Die Arme der Frau hatten sich ungewöhnlich weich angefühlt. Wie mit Wasser gefüllte Luftballons waren sie ihm vorgekommen.

»Im Bad ist sie. Da wartet sie auf dich. Danach könnt ihr gemeinsam frühstücken.«

»Es ist gut, du kannst gehen.«

Fiona schlich davon. Sie drehte sich nicht einmal um und knallte die Tür ins Schloß.

»Ein verdammtes Weib!« fluchte Chris und schüttelte sich. Er hatte seine Fäuste geballt und dachte wieder über das Verhältnis der beiden Frauen zueinander nach. Gelang es ihm, einen Keil zwischen sie zu treiben? So wie es aussah, nicht. Er wollte abwarten, wie sich die Sache zwischen ihm und Carina weiter entwickelte. Dann mußte sie die Liliputanerin einfach aus dem Haus werfen.

Er beugte sich zur Seite, griff nach dem Mantel und hielt in der Bewegung inne.

Ein ungewöhnlicher Geruch war in seine Nase gestiegen. Bis er entdeckte, daß seine linke Hand so stank, dauerte es eine Weile.

Chris Landon verzog das Gesicht. Angeekelt drückte er sich zurück. Das war nicht zum Aushalten. So etwas hatte er noch nie wahrgenommen. Furchtbar.

Er schüttelte sich und überlegte, wo er hingefaßt haben könnte. Nein, der Mantel war es nicht. Er duftete nach einem Herrenparfüm. Blieb also seine Hand, und die hatte er mal auf die Schulter dieser Liliputanerin gelegt.

Das war es!

Seine Finger hatten ihr teigiges Fleisch eingedrückt, und jetzt stanken sie so.

Er schüttelte sich noch einmal, stand auf und streifte den leichten Mantel über. Dann erst verließ er das Zimmer. Den Weg zum Bad kannte er. Zudem nahm Chris sich vor, mit Carina über diesen Geruch zu reden. Sie hatte bestimmt eine Erklärung.

Es gab leider keine Verbindung zwischen Schlafrum und Bad. So mußte er einige Schritte durch den düsteren Flur gehen, in dem die alten Gegenstände standen.

Eine Standuhr, ein Sideboard, Bilder, die einen Teil der Wände schmückten, und hohe Vasen wirkten wie Grabbeigaben auf einem alten Friedhof.

Die Tür zum Bad lag auf der anderen Seite. Hinter ihr breitete sich ein kleines Paradies aus oder ein Traum aus kostbarem italienischen Marmor.

Unterschiedlich hohe Ebenen beherbergte der Raum. In der ersten die beiden Duschen, nach den drei Stufen folgte der Whirlpool, dahinter die Wanne.

Keine normale Wanne, der Vergleich mit einem Schwimmbecken wäre schon angemessen gewesen. Die Wanne stand in einer großen Nische, deren Wände verspiegelt waren, so daß alles noch geräumiger wirkte. Carina saß im Schaum. Sie hatte ihn schon im Spiegel gesehen und winkte ihm zu.

»Komm endlich zu mir, Chris.«

»Soll ich nicht duschen?«

»Nein, ich will dich bei mir haben.«

»Okay.«

Er machte sich auf den Weg, dabei knipste er sein Lächeln an. Auf den ersten Stufen löste er den Knoten des Gürtels, auf der zweiten Treppe streifte er den Morgenmantel langsam von seinen Schultern, und dicht vor der Wanne ließ er ihn fallen.

Von Carina war nur der Kopf zu sehen. Ihr Kinn berührte den Schaumberg, die Lippen waren zu einem Lächeln verzogen. Sie winkelte den Arm an und streckte ihn gleichzeitig aus dem Wasser. Schaum rann auf der Haut nach unten. »Komm...«

Chris stieg in die Wanne. Das Wasser war wunderbar warm. Aus vier goldenen Kränen, die sich vom matten Weiß des Marmors deutlich abhoben, lief das Wasser in die Wanne.

Vor der Wanne lag ein dunkelroter Abtreter, der wie ein ovaler Blutfleck aussah.

Sie saßen sich gegenüber in der tiefen Wanne, die entsprechend viel Wasser faßte.

Carina lächelte. »So kann es immer sein!« flüsterte sie. »Zumindest jeden Morgen.«

»Würde mir auch gefallen«, gab Chris nach einer Weile zurück. Dabei strich er mit dem Fuß über Carinas Schenkel.

»Aber?« fragte sie. Ihre Hände erschienen aus dem Schaum und teilten ihn, so daß ihre Brüste wie Halbkugeln hervorschauten.

»Du merkst auch jeden Zwischenton.«

»Natürlich.«

»Für mich ist deine Freundin das Hindernis. Diese Fiona. Ein widerliches Weib.«

Er hatte bewußt so hart gesprochen und wartete auf Carinas Reaktion, die noch nicht erfolgte. Sie dachte nach. Erst nach einer

Weile sagte sie:

»Hüte dich, Chris. Hüte dich sehr. Es ist nicht so, wie du denkst. Du wirst Fiona in Ruhe lassen.«

»Gut. Aber wie ist es denn?«

»Was?«

»Dein Verhältnis zu ihr.«

Er bekam keine Antwort. Statt dessen schwang sie sich herum und glitt auf ihn zu. Plötzlich lag sie auf ihm. Ihre Körper berührten sich, das Wasser war warm und mit anregenden Stoffen angereichert.

»Was interessiert sie dich? Wir sind wichtig. Nur wir beide, Chris. Hast du verstanden?«

»Sicher.« Das Wort konnte er noch soeben flüstern, danach schlossen ihre Lippen seinen Mund.

Sosehr er es auch versuchte, den widerlichen Leichengeruch bekam er nicht aus der Nase...

Später hatten sie gemeinsam gefrühstückt, und Chris hatte sich darüber gewundert, daß Carina keinerlei Anstalten traf, die Party vorzubereiten. Sie winkte nur ab. »Das erledigt ein Party-Service. Die Leute kennen mich, ich kenne sie. Es ist alles arrangiert. Sogar das Wetter hat sich gehalten.« Carina lachte Chris über den Tisch hinweg an. »Ich bin sicher, daß dir die Feier gefallen wird. So etwas hast du noch nie in deinem Leben erlebt.«

»Vielleicht.«

Carina rauchte eine Zigarette. »Jede Party steht bei mir unter einem Motto. Kennst du das für heute abend?«

»Nein.«

»Ein Treffen mit dem Jenseits.«

Er lachte nicht einmal, obwohl sie es tat. Sie saßen auf der Terrasse, konnten in den Garten schauen, der ebenfalls vom spätmorgendlichen Sonnenlicht gebadet wurde, aber selbst die

Strahlen schafften es nicht, dem Garten den Touch einer Unheimlichkeit zu nehmen. Über manchen Stellen lag Nebel. Chris kam es vor, als würde der Boden dort anfangen zu dampfen und das Sonnenlicht einen Bogen machen. In der dichten Pflanzenwelt verliefen sich die Wege, und auch er kannte nicht den gesamten Garten.

»Was hast du, Chris?«

»Ich dachte nur an das Motto und daran, was ich wohl anziehen soll, um dem gerecht zu werden.«

»Deine Kleidung ist bereits gereinigt worden. Fiona hat dafür gesorgt.«

Als hätte Carina ein Stichwort gegeben, erschien Fiona im Garten. Sie war kaum zu erkennen zwischen dem Buschwerk, und sie ging etwas schwerfällig.

Chris verfolgte sie mit seinen Blicken. »Findest du nicht, daß Fiona seltsam riecht?«

»Nein, auf keinen Fall. Du hast nur eine Aversion gegen sie. Das ist es. Außerdem mag sie keine Männer.«

Er hob die Schultern. »Dann unterscheidet ihr euch ja doch noch.«

»Natürlich.« Carina stand auf. Es war warm. Sie trug nur einen hauchdünnen Mantel aus feinstem Gewebe. Wenn sie sich bewegte, schmiegte sich der Stoff eng an ihren Körper.

»Ich ziehe mich um.«

»Und ich?«

Sie strich mit der Hand über sein Haar. »Keine Sorge, Chris. Ich rufe dich dann. Laß dich verwöhnen. Hier kannst du ein Macho sein.«

Lachend ging sie ins Haus.

»Ja, so lange, bis du das Spielzeug nicht mehr benötigst«, murmelte Chris. Er war fest entschlossen, sich nicht einmachen zu lassen.

»Das solltest du nicht sagen!«

Chris schnellte hoch, als er die Stimme vernahm. Sie gehörte Fiona, aber er sah sie nicht, auch nicht, als er sich herumdrehte und nach ihr Ausschau hielt.

»Wo bist du?« fragte er und stellte fest, daß Schweiß auf seiner Stirn klebte.

»Überall!« Das Flüstern kam von allen Seiten: »Ich bin überall. Ich hüte die Gräber. Die Nacht der Toten wird kommen. Ein Treffen mit dem Jenseits, dem Jenseits...«

Die Worte verklangen. Chris stand zwischen den beiden Korbsesseln, in denen er und Carina gesessen hatten. Die Terrasse war nur zur Vorderseite hin offen. Ein Glasdach bedeckte sie. Auf dem Glas wuchsen die Pflanzen vom Dachrand und der Hauswand herab und verteilten sich auf dem Dach, so daß man von unten nur eine dichte grüne Fläche sah. Auch Chris blickte hoch.

Bewegte sich dort nicht etwas? Waren da nicht Zweige zuerst auseinander, und dann wieder zusammengeschoben worden? Du bist verrückt, dachte er. Deine Nerven spielen dir einen Streich. Läßt dich hier fertigmachen. Hörst Stimmen, wo keiner spricht. Er atmete tief durch und griff zu den Zigaretten, die auf dem runden Tisch lagen.

Nach wenigen Zügen schon drückte er den Glimmstengel aus. Das nutzt auch nichts. Er mußte mit Carina reden. Nur sie konnte ihm Aufklärung über verschiedene Dinge geben.

Die breite Flügeltür mit den zahlreichen Kastenscheiben stand mit der rechten Hälfte offen. Dahinter lag der prächtige Wohnraum, gestylt von einem italienischen Designer und von den besten Möbelhäusern in London eingerichtet.

Er trug noch immer den verdammtten Mantel. Seine Kleidung wollte er zurückhaben. Nur mit einem Morgenmantel bekleidet, fühlte er sich wie in einem Gefängnis.

Das Haus war geräumig. Die genaue Anzahl der Zimmer war ihm

nicht bekannt, aber er wußte, wo Carina ihre Räume besaß. Sie lebte auf großem Fuß. Mit dem Geld, das Colby ihr hinterlassen hatte, konnte sie sich das auch leisten.

Ihre Zimmer lagen in der ersten Etage. Was sie mit den Räumen anstellte, wußte auch Chris nicht. Sie hätte die Hälfte davon vermieten können und immer noch genügend Platz besessen.

Auf den breiten Stufen der Treppe lief er der ersten Etage entgegen. Zu beiden Seiten des Ganges zweigten die verschiedenen Räume ab. Sie besaßen auch untereinander Verbindungstüren, so daß sich die Suche nicht als zu zeitraubend gestalten würde.

Wieder kreuzte Fiona seinen Weg. Er blieb stehen, als er die Liliputanerin sah. Sie hielt einen Arm abgespreizt. Über ihm hingen die Kleidungsstücke des Mannes.

»Gib sie her!« forderte er Fiona auf.

Sie schaute ihn an. »Ich muß die Jacke noch etwas nachreinigen. Das Leder ist schmutzig.«

»Das ist mir kotzegal!« Hart riß Chris die Sachen an sich. »Und jetzt verschwinde!«

Die Liliputanerin schüttelte den Kopf. »Ich werde immer hier sein«, gab sie flüsternd zurück. Dabei starrte sie ihn aus großen Augen an. »Immer, denk daran.«

Er bückte sich. »Und ich Sorge dafür, daß man dich aus dem Haus wirft, Fiona.«

Sie lachte leise. »Das schaffst du nicht. Das schafft niemand. Es ist auch gar nicht möglich.«

»Weshalb nicht?«

Sie drehte den Kopf ab und verschwand aus seinen Blicken. Die Düsternis des Ganges saugte sie auf. Chris schaute der Frau hinterher. Die schwingenden Zöpfe kamen ihm dabei wie pendelnde Schwerter vor. Über seinen Rücken rann ein kalter Schauer. Frauen oder Personen wie diese Fiona konnten einen Menschen das Fürchten

lehren. Er hob die Schulter und drückte eine Zimmertür auf. Der Raum war kleiner. Carina Colby hatte ihn gewissermaßen als Abstellkammer benutzt. Hier standen die Putzgeräte für die dienstbaren Geister des Hauses. Chris Landon schleuderte seinen dünnen Mantel zu Boden und zog die anderen Sachen über, auf das Unterhemd mußte er verzichten. Als er die Schnürsenkel zuschnürte, fühlte er sich besser. Das nächste Gespräch mußte er unbedingt mit Carina Colby führen. Party hin, Party her. Er wollte klare Verhältnisse schaffen. Wenn sie sich schon einen jüngeren Liebhaber hielt, war das ihre Sache. Er wollte sich nicht zu einem Sklaven degradieren lassen.

Ungewollt vorsichtig öffnete er die Tür und streckte seinen Kopf in den Gang. Der widerliche Gestank traf seine Nase voll. Fiona war über den Gang geschritten. Sie schien so entsetzlich zu stinken.

Er schüttelte sich, als hätte man ihm Wasser über den Kopf gegossen.

»Carina?«

Zweimal rief er ihren Namen, ohne eine Antwort zu bekommen. Auch von Fiona sah er nichts.

»Dann werde ich dich eben suchen«, sagte er und stieß der Reihe nach die Türen zu den Zimmern auf.

Er gab sich bewußt lautstark, schrie immer wieder nach ihr und erklärte, daß er mit ihr reden müsse.

Bei der zweitletzten Tür auf der rechten Seite hatte er Glück. Chris warf einen Blick in den Raum, stand plötzlich steif und hatte das Gefühl, in eine ferne Welt zu schauen.

Carina war nicht allein. Sie hatte sich eine männliche Begleitung ausgesucht. Nur war dieser Mann tot!

»Komm ruhig näher, Chris. Wer zusammenlebt, der sollte auch keine Geheimnisse vor dem Partner haben. Ich habe dich erwartet.«

Landon stand auf der Schwelle und wischte mit der Handfläche über seine Augen. Er brauchte einige Zeit, um sich das Bild genau einzuprägen, das sich seinen Augen bot.

Carina hatte sich umgezogen. Sie trug ein ungewöhnliches Kleid. Es bestand aus einem dünnen schwarzen Stoff, der leicht violett schimmerte.

Der enge Rock umspannte ihre Hüften und Oberschenkel. Das Oberteil war etwas Besonderes. Ärmellos, bestand es praktisch aus zwei breiten Streifen, die Hosenträgern ähnelten und ihre Brüste ein wenig bedeckten. Im Nacken trafen sich die beiden Streifen und waren dort verknotet. Am Hals schimmerte noch eine Diamantenkette. Das Zimmer war außergewöhnlich eingerichtet. Eine Mischung zwischen Werkzeug und Folterkammer, und das größte Werkzeug war ein Kran, in dessen stählernem Greifer der Tote hing.

Es war ein schwarzhaariger Mann, der einen dunkelblauen Anzug trug. Der Kopf lag im Nacken. Der Mund des Mannes stand offen, die Augen zeigten einen glasigen Blick, und die Krawatte des Toten hing wie ein langer Lappen über seiner Schulter.

Chris Landon hatte in seinem Leben schon viel erlebt. Das hier setzte allem die Krone auf.

»Du?« fragte er.

»Komm rein.«

Ihre Stimme hatte kalt geklungen. Da war nichts mehr von den Gefühlen vorhanden, die sie Chris normalerweise entgegenbrachte. Vor ihm stand eine veränderte Frau, der es nichts ausmachte, sich nur eine Armlänge von einem Toten entfernt aufzuhalten.

»Komm endlich!«

Landons Augenlid zuckte. »Und dann?«

»Schließ die Tür!«

Er dachte an das Schicksal des Mannes im Greifarm, verglich dies

mit seinem und kam der Aufforderung erst dann nach, als er sich in dem Zimmer umgeschaut hatte.

Kein anderer hielt sich noch dort auf. Und auch Fiona, dieses Weib, sah er nicht.

Chris blieb ihr gegenüber stehen. Er schaute zu den beiden Fenstern, durch die Tageslicht, vom Blattwerk der Bäume gefiltert, drang.

»Möchtest du etwas trinken?«

Chris grinste schief. Über die Schweißperlen auf seiner Stirn ärgerte er sich. »Bei einem Toten trinke ich nicht gern. Er ist doch tot — oder?«

»Ja.«

»Hast du dafür gesorgt?«

»Spielt das eine Rolle?«

»Für mich schon. Ich will schließlich wissen, mit welcher einer Person ich mein Bett teile.«

Sie winkte ab. »Du mußt dich bei mir an gewisse Dinge gewöhnen, die etwas aus dem Rahmen fallen.«

Chris nickte heftig. »Das habe ich mittlerweile auch festgestellt. Erst diese Liliputanerin, dann die Leiche hier. Weshalb hast du den Toten durch diesen Greifarm packen lassen?«

Er hob den Kopf und schaute sich um. »Was ist das überhaupt für ein Zimmer hier? Kannst du mir das erklären, Carina?«

»Es ist ein Totenraum.«

»Wird hier getötet?«

»Nicht unbedingt«, gab sie zurück. »Nein, das kann man nicht sagen. Aber ich habe mir hier eine Ausgangsbasis geschaffen, die ich brauche. Ich hätte ihn dir erst später gezeigt, aber du wolltest ja nicht anders. Dann werde ich es dir jetzt sagen.«

»Ja, das hoffe ich.«

»Es gibt Menschen, und es gibt Monster. Aber es gibt auch Wesen,

die zwischen beiden liegen, und die nenne ich Dämonen. Alles begriffen?«

»Sehr viel. Wie ein Erstkläßler, der Mathematik-Aufgaben aus der letzten Klasse bekommt.«

»Ich hätte es tatsächlich anders anfangen sollen. Aber ich zeige dir jetzt die praktische Seite. Das Zimmer hier ist nicht gemütlich. Es erfüllte aber seinen Zweck.« Sie trat zur Seite und ging bis an die Wand, wo sich eine kleine Schaltanlage befand. Mehrere Hebel und Knöpfe standen in zwei Reihen untereinander.

Einen Hebel zog sie mit spitzen Fingern nach unten. Die Reaktion erfolgte sofort.

In der Wand bewegte sich etwas. Eine Klappe fuhr zurück, so daß ein viereckiges Loch entstand.

»Schau sehr genau hin, Chris, dann wirst du sehen können, was geschieht!«

Gleichzeitig hatte sie einen zweiten Kontakt betätigt, der den Greifarm des Krans in Bewegung setzte.

Er fuhr herum. Mit ihm bewegte sich auch die Leiche. Sie beschrieb einen Halbkreis und glitt genau auf die viereckige Öffnung in der Wand zu.

»Soll sie dort hinein?« fragte Chris.

»Sicher.«

»Aber der Tote muß doch...«

»Er muß nichts, mein Kleiner. Er mußte nicht einmal sterben.« Sie kam auf den jungen Mann zu, blieb dicht neben ihn stehen und lehnte sich an ihn. Dabei fuhren die Finger ihrer linken Hand in das Kraushaar seines Nackens. Es war lang und wuchs über den Kragen der Lederjacke hinweg. Chris bemerkte die Berührung zwar, er reagierte aber nicht. Es waren schlimme Sekunden, die er durchmachte und dem Greifarm zuschaute, der die Leiche in die viereckige Öffnung hineindrückte, wo sie seinen Blicken

entschwand.

Chris bekam nur noch mit, daß sich die stählerne Klaue öffnete und die Leiche herausrutschte.

Sie schlug irgendwo auf, er hörte den Laut, dann war sie verschwunden, und der Greifarm fuhr wieder zurück. Gleichzeitig schloß sich auch das Loch in der Wand.

»Nun, hast du alles mitbekommen?«

»Es war ja nicht zu übersehen«, erwiderte er mit spröde klingender Stimme.

»Was hast du dir dabei gedacht?«

»Ich wollte dir zeigen, daß du jetzt endgültig zu mir gehörst.«

»Hatte ich das nicht?«

»Nein, bisher noch nicht. Erst jetzt, wo ich eines der Geheimnisse offenbart habe, bist du aufgenommen. Und es hätte auch keinen Sinn, wieder zu fliehen. Du bleibst bei mir.«

Chris deutete auf die Stelle der Wand, wo das Loch gewesen war.

»Bis du meiner überdrüssig bist und ich dort ende.«

»Meinst du?«

Er kümmerte sich nicht darum, daß sie mit ihren kalten Fingern über seine Wange strich. »Was bleibt mir anderes übrig?«

»So negativ darfst du es nicht sehen. Wir beide werden prächtig miteinander auskommen und herrliche Feste feiern. Du bist jung, intelligent, siehst gut aus. Ich kann dich ohne Bedenken in die Londoner Gesellschaft einführen.«

Chris ging nicht auf die Bemerkung ein. »Wie alt bist du eigentlich?« fragte er.

»Jung genug für dich, um von dir Höchstleistungen erwarten zu können, die ich ebenfalls gebe.«

Er ging einen Schritt zur Seite, drehte sich um und schaute ihr ins Gesicht. »Denkst du an das Bett?«

»Auch daran.«

»Und was soll ich sonst noch leisten? Du weißt bestimmt, daß ich mich nicht als Diener eigne.«

»Ich sehe dich eher als Partner an.«

»Bei deinen Plänen?«

»Auch.«

Chris schaute zu, wie Carina an einen Schrank trat. Neben einer alten Couch und dem Kran war dies der einzige Gegenstand in dem Raum. Sie öffnete die rechte Tür und holte eine Flasche sowie zwei Gläser hervor. »Du möchtest sicherlich auch einen Schluck — oder?«

»Ja.«

»Es ist Wodka. Echt russischer Wodka. Trinkst du ihn?«

»Zur Not.«

Sie lachte und reichte ihm ein Glas. Beide tranken, und Chris schaute ihr zu, wie sie den scharfen Alkohol in die Kehle kippte. Sie schüttelte sich.

»Noch Fragen, Darling?«

»Einige.«

»Ich höre zu.«

Chris hatte das Gefühl, daß zwischen ihnen eine unsichtbare Wand stand.

Es kam ihm vor, als würden sie sich gegenseitig belauern. »Was geschieht mit dem Toten?«

»Er ist verschwunden.«

»Einfach so?«

»Ja, weg.«

Sie lachte. »Hinter der Wand liegt ein Schacht. Er verläuft erst schräg, dann geht er steil nach unten. Das Haus ist unterkellert.«

»Und dort wird der Tote landen?«

»Er ist schon da.«

»Läßt du ihn dort vermodern?«

Sie hob die Schultern. »Nein, das geschieht nicht. Er muß noch seinen Zweck erfüllen.«

»Welchen Zweck?«

Sie lächelte wissend und auch hintergründig. »Alles, mein Freund, darfst du auch nicht wissen.«

Chris hatte fieberhaft überlegt. Er dachte wieder an den widerlichen Geruch, den er so oft wahrgenommen hatte, als ihm Fiona begegnet war. »Hängt es mit der Liliputanerin zusammen?«

»Du kombinierst gut.«

»Ich brauche nur zu riechen.«

»Ja, sie ist eine außergewöhnliche Person. Irgendwie nicht einzuordnen, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Das zwar nicht, aber ich lasse mich gern aufklären. Ich habe sie vorhin auf dem Gang getroffen und wieder gespürt, daß sie mich haßt. Sie bringt ansonsten keine anderen Gefühle entgegen. Nur eben diesen fast körperlich spürbaren Haß. Es schüttelt mich jedesmal, wenn ich diese Frau sehe. Ich finde sie widerlich.«

»Und ich mag sie.«

Chris trank sein Glas leer, bevor er es wegstellte. »Es könnte natürlich der Zeitpunkt kommen, wo du dich zwischen Fiona und mir entscheiden mußt. Für wen würdest du stimmen?«

»Dazu kommt es nicht«, wick sie aus. »Das sind alles Theorien. Außerdem ist jetzt nicht der Zeitpunkt, darüber zu sprechen. Wir haben heute abend ein Fest und müssen noch einiges vorbereiten sowie beaufsichtigen. Das darfst du nicht vergessen.«

»Ich will wissen, wer der Tote war.«

»Kein besonderer Mann. Ich habe ihn erwischt, als er um das Haus herumschlich. Er wollte hier schnüffeln, das ist seinem schwachen Herzen nicht bekommen.«

»Du hättest die Polizei informieren müssen!«

Sie lachte ihn an und aus. »Liebst du denn die Bullen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Was hier erledigt werden muß, das machen wir untereinander aus. Verstehst du?«

»Mittlerweile ja.«

»Und jetzt laß uns gehen. Dieses Zimmer gefällt mir überhaupt nicht. Ich hasse den Raum eigentlich, brauche ihn aber hin und wieder, wie du gesehen hast.«

Er verließ das Zimmer als erster. Chris wollte nicht hinter der Frau hergehen. Es widersprach seinem Ego, und er fühlte sich auch nicht als ihr Diener oder Lakai.

Auf dem Gang blieben sie stehen. »Ich habe noch etwas mit Fiona zu bereden. Kommst du mit?«

»Nein, auf keinen Fall.«

»Dann bis gleich. Warte auf mich, wir machen vieles gemeinsam, Darling.« Sie hauchte einen Kuß auf ihre Handfläche und pustete ihn mit gespitzten Lippen ihrem jungen Liebhaber entgegen. Er schaute ihr nach. Sein Gesicht war unbewegt. Einiges hatte er sich vorgenommen. Wie es jetzt aussah, lief die Sache anders ab. Noch vor zwei Tagen hatte er die Bekanntschaft der Carina Colby als Glücksfall angesehen.

Das hatte sich nun geändert. Als Pech wollte er es auch nicht bezeichnen, aber er würde sehr genau aufpassen. Nachdenklich setzte er sich in Bewegung, schritt über den Teppich und hörte das Lachen irgendwo im Haus.

Chris blieb stehen.

Carina lachte nicht so, das mußte einfach die Liliputanerin sein, die sich so gab. Aber lustig klang es nicht. An der Treppe blieb Chris Landon stehen und lauschte.

Dem Lachen folgte ein Kommentar. »Ich danke dir, Carina. Ich danke dir für ihn.«

»Es werden noch mehr kommen, glaub mir...«

Chris hörte nichts mehr. Eine Tür war zugeschlagen. Er stand an der obersten Stufe und dachte nach.

Von wem hatten die beiden Frauen gesprochen? Möglicherweise von der Leiche?

Als er daran dachte, bekam er eine Gänsehaut. Dieses Haus war nicht nur düster und irgendwie geheimnisvoll, es konnte auch tödlich für ihn werden...

Vor Überraschungen ist man nie gefeit. Uns erging es ebenso, denn am späten Nachmittag bekamen wir plötzlich Besuch.

Lucy Roscyn stand bei uns im Büro. Sie wirkte wie aufpoliert. Das Haar war noch blonder geworden und noch besser frisiert. Sie trug ein taubenblaues Leinenkostüm, und ihr Gesicht hatte sie so geschminkt, daß die Haut selbst unter dem Puder glänzte.

»Was können wir für Sie tun, Mrs. Roscyn?«

»Sagen Sie Lucy.«

»Okay, Lucy. Was also?«

»Nicht viel, Mr. Sinclair. Ich möchte nur, daß Sie mich am heutigen Abend mit auf die Party nehmen.«

Erstaunt blickte ich sie an. »Sie wissen davon?«

»Ja, man hört vieles von der Szene.«

»Sind Sie eingeladen?« fragte ich.

»Sie denn?«

»Nein, aber wir haben einen dienstlichen Grund, wenn ich das mal so sagen darf.«

Lucy Roscyn nickte. »Ja, da mögen Sie wohl recht haben. Ich würde meinen Grund als einen moralischen ansehen. Wissen Sie, Sir, dieser James Colby, den ich heiratete, war ein Schwein. Jawohl, ein widerliches und hinterhältiges Schwein. Er tat alles, um mich fertigzumachen. Ich habe mich vor ihm gefürchtet, ihn aber auch gleichzeitig geliebt. Ich wünschte ihm die Pest an den Hals, aber

einen solchen Tod hat er nicht verdient. Und ich fühle, daß Carina, dieses Satansweib, dahintersteckt. Sie soll büßen.«

»Dafür wollen Sie sorgen, Lucy?«

»Ich.« Sie lachte Suko und mich an. »Nein, ich doch nicht. Sie sind die beiden, die das übernehmen sollen.«

»Dann möchten Sie nur dabeisein?« fragte Suko.

»So ist es.«

»Wird man Sie einlassen, Lucy?«

Sie winkte ab. »Das ist meine geringste Sorge. Vergessen Sie nicht, daß ich jahrelang dort gewohnt habe.«

»Das weiß ich.«

»Also?«

Suko und ich schauten einander an. Wenn wir Lucy nicht mitnahmen, würde sie wahrscheinlich allein dorthin fahren. So hatten wir sie wenigstens unter Kontrolle.

Ich nickte. »Also gut, fahren Sie mit.«

»Danke. Sie werden es nicht bereuen. Bestimmt ist es auch für Sie besser, daß Sie jemand dabeihaben, der sich auskennt. Ich würde vorschlagen, daß wir mit der Abfahrt noch etwas warten. Die Dunkelheit des Abends kann oft sehr wertvoll sein.«

»Wie Sie meinen, Lucy...«

Chris Landon fühlte sich erst besser, als seine Freunde eintrafen. Da hatte er die Nervosität des ihm lang vorkommenden Tages endlich abschütteln können.

Und sie waren alle gekommen, denn wo es etwas zu feiern gab, mußten sie einfach dabeisein.

Landon hatte sich ein wenig abgesondert und stand dort, wo die Parkbeleuchtung nicht mehr hinreichte. Es konnte in den unteren Räumen des Hauses und auch draußen gefeiert werden. Man bewegte sich eben frei, leicht und locker. Verrückte Typen waren genügend

zu Gast. Meist Männer und Frauen aus dem Künstlermilieu, die sich sehr lässig gaben und nach der neuesten Mode gekleidet waren.

Die Korken der Champagnerflaschen knallten. Das Büffet war geteilt worden, die beladenen Tische standen im Garten und auf der Terrasse. Musik klang aus den Lautsprechern. Mal Rock, mal Pop, dann auch weiche Melodien. Laternen schaukelten zwischen den Bäumen. Bunte Ballons hingen ebenfalls an den Zweigen, nur das Motto der Party — Ein Treffen mit dem Jenseits - war noch nicht eingehalten worden.

Die Gäste sahen alle normal aus, auch wenn sie als etwas verrückt galten.

Die Gastgeberin hatte jeden einzelnen begrüßt und einige Worte mit ihm gewechselt. Wo sich Carina momentan aufhielt, wußte Chris Landon nicht.

Das war auch nicht schlimm, er wollte eben allein sein und vor allen Dingen mit seinen Freunden reden, die sich schon aufgeführt hatten wie die Wilden, denn für sie war das Büffet die große Anlaufstation gewesen. Chris sah Eddy. Auf die Salzstangen hatte er auch diesmal nicht verzichtet. Als er sie knackte, hörte sich das lauter an als seine Schritte. Chris piff ein bestimmtes Signal. Eddy blieb stehen, als wäre er vor eine Mauer gerannt.

»Komm her!«

Der andere drehte sich um und sah Landon aus dem Schatten der Bäume treten.

»Da bist du!« Eddy grinste. Er schwitzte und schlug auf seinen Bauch.

»Mann, bin ich voll.«

»Hast du soviel gegessen?«

»Ja.« Eddy trug eine hellrote Hose und eine schwarze Satinjacke, die offenstand. »Ich habe mir die Klamotten heute noch geklaut, schließlich weiß ich, was sich gehört.« Er deutete nach vorn. »Irre,

wie du das geschafft hast, dich hier einzunisten. Das ist schon der halbe Wahnsinn, kann ich dir sagen. Leider läuft mir so ein Weib nie über den Weg. Den einen trifft's eben, den anderen nicht.« Er schlug Chris auf die Schulter.

»Ich freue mich aber, daß du deinen alten Kumpel nicht vergessen hast. So ist auch nicht jeder.«

»Ja, ja schon gut. Ich will nur eines von dir wissen. Was ist mit Kitty?«

»Weißt du das nicht?«

»Nein.«

Eddy wollte zurück. Er wurde aber festgehalten. »Daß du mich das ausgerechnet jetzt fragst und mir die Stimmung verdirbst, finde ich blöd. Ehrlich.«

»Ich will wissen, was mit ihr geschehen ist.«

»Gesehen habe ich es nicht. Eigentlich keiner von uns. Wir hörten es nur. So etwas spricht sich irgendwie herum.«

»Ist Kitty tot?«

»Ja...«

Chris schluckte. Er ließ Eddy los und ballte die Hände. »Verdammt, ich hatte es im Gefühl. Wie konnte das passieren?« fragte er mit kaum verständlicher Stimme.

»Das weiß ich auch nicht. Wir hörten nur, daß sie tot ist. Man hat sie in einem der Rohbauten gefunden. Da ist sie reingerannt und vielleicht gestürzt oder so...«

»Oder so«, murmelte Chris. Er verzog die Lippen, aber es wollte kein Lächeln werden.

»Gibst du dir jetzt die Schuld? Das brauchst du nicht, Chris. Sie wollte dich allein, das geht nicht. Wir kennen doch unsere Gesetze. Der Gruppe gehört alles. Niemand hat einen Anspruch auf den anderen. Das hätte sie wissen müssen.«

Landon war mit seinen Gedanken ganz woanders. »Wer hat sie

umgebracht? Oder wer kann sie getötet haben?« fragte er leise.

»Keine Ahnung.«

»Habt ihr nichts erfahren?«

»Nein.«

»Auch nicht nachgeforscht?«

»Wer kann das schon von uns? Glaubst du denn, die Bullen hätten uns etwas verraten?«

»Ja, das stimmt.«

»Allerdings waren wir vordem Besuch hier noch einmal an der Bausteile und haben uns umgesehen, aber nichts entdeckt. Es gab da keine Spuren. Isy hat Blumen in den Rohbau gelegt. Mehr konnten wir nicht tun.« Er senkte den Kopf. »Ich weiß, Chris, das ist alles eine verdammte Scheiße. Aber was willst du machen?«

»Habt ihr euch im Bau umgesehen?«

»Ein wenig. Es ist ja nicht gearbeitet worden. Also Spuren fanden wir nicht, aber wir rochen so etwas Komisches.«

»Wie meinst du das, Eddy?«

»Da war so ein widerlicher Geruch. Ein Gestank wie aus dem Grab. Nach alten Leichen und so...«

»Ja, den kenne ich.«

Eddy räusperte sich überrascht. »Wo hast du den denn gerochen?«

»Rate mal.«

Eddy drehte sich um, als wollte er nachschauen, ob auch niemand in der Nähe war. »Hier«, flüsterte er und faßte Chris an. »Hier habe ich ihn wahrgenommen.«

»Und ich auch.«

»Das würde ja heißen, daß hier Leichen herumliegen oder so ähnlich. Verdammt, Chris, das kann doch nicht wahr sein. Nein, das kann ich nicht glauben.«

»Ich auch nicht, und ich möchte auch, daß du mit niemandem darüber redest.«

»Alles klar. Geht schon in Ordnung. Aber komisch ist es doch.«

»Halte nur die Augen auf. Das Fest hat ein besonderes Motto. Ein Treffen mit dem Jenseits.«

Eddy lachte kratzig. »Glaubst du, daß Geister hier erscheinen werden?«

»Ich rechne mit allem. Bis später, Eddy.« Chris ließ seinen Freund stehen.

Er mischte sich aber nicht in den Trubel, viel wichtiger für ihn war es, nachzuschauen.

Einige Tage hatte er bereits in diesem Landhaus verbracht. Er kannte die einzelnen Etagen. Was ihm unbekannt war, wollte er jetzt erkunden. Er mußte in den Keller.

Auf der Terrasse begegnete ihm Carina. Bevor er sich zur Seite drücken konnte, hatte sie ihn schon entdeckt, ließ zwei poppig gekleidete Gäste stehen und kam auf ihn zu.

Chris hatte sich inzwischen einen Teller genommen. Als er nach dem Besteck griff, stand Carina neben ihm. Er roch ihr Parfüm. Sie hatte sich nicht umgezogen und trug noch immer das aufreizende Kleid. Ein Streifen Stoff war verrutscht, so daß fast der gesamte Busen zu sehen war.

»Fühlst du dich gut?« hauchte sie dicht an seinem Ohr.

»Bestens«, log er.

»Ich finde es auch irre. Wenn mich nicht alles täuscht, wird es eine der besten Feiern. Ich habe mir auch vorgenommen, daß wir beide noch weitermachen, wenn die anderen Gäste verschwunden sind. Du weißt ja, ich bin unersättlich.«

»Das stimmt.«

»Gefälltes deinen Freunden?«

»Auch gut.«

»Was sagen sie denn dazu, daß du nicht wieder zu ihnen zurückkehren wirst?«

Chris schaute Carina schräg an. Ein Windhauch spielte mit den Haarfransen in der Stirn. »Meinst du wirklich, daß ich nicht mehr zu ihnen zurückkehren werde?«

»Du gehörst zu mir. Hast du vergessen, was ich dir sagte? Du kannst nicht mehr zurück.«

Er schaute in den Garten, wo der große, runde Schwenkgrill über dem Kohlefeuer schaukelte. Seine Freunde waren dabei, sich Fleischbrocken vom Rost zu nehmen.

»Ich bin nicht dein Eigentum.«

Für einen Moment wurde ihr Blick zu Eis. »Dazu sage ich kaum etwas. Nur soviel. Ich habe dich aus dem Dreck geholt.«

»In dem ich mich wohl fühlte.«

Sie ließ ihn stehen und sagte im Weggehen: »Wir reden noch darüber.«

»Ja, bestimmt«, murmelte Chris Landon.

Carina kümmerte sich um andere Gäste. Er nutzte die Chance und stellte den Teller wieder weg.

Dann ging er ins Haus. Auch dort standen oder saßen die Gäste. Überall waren kleine Tische aufgebaut. Man konnte trinken, was man wollte. Manch neugieriger Blick traf Chris. Es hatte sich herumgesprochen, wer er war.

Vor allen Dingen wollten die weiblichen Gäste Carinas neuen Liebhaber sehen.

Man kannte Carina Colby in London und hatte abgewartet, was sich ergeben würde, als ihr Mann gestorben war. Nun, sie hatte sich schnell getröstet. Carina gehörte nicht zu den Frauen, die allein blieben. Dazu liebte sie das Leben viel zu sehr.

Chris fühlte sich in seiner Kleidung plötzlich unwohl. Die Lederjacke stand offen, man sah seine nackte Brust, aber es gab noch genügend Gäste, die noch wilder gekleidet umherliefen.

Ob Mann oder Frau, sie hatten sich etwas einfallen lassen. Dabei

waren die weiblichen Gäste sehr knapp bekleidet, so daß es zwischen den Paaren funkte.

Chris Landon ließ den Trubel hinter sich. Obwohl überall in den Gängen das Licht brannte, hatte er das Gefühl, durch die Düsternis zu schreiten. Auch die Beleuchtung konnte die Atmosphäre des Hauses nicht vertreiben.

Einige Male schaute er sich um, sah keinen Verfolger und war beruhigt. Soviel ihm bekannt war, standen die Kellertüren offen. Er hätte schon längst in die unterirdischen Räume gehen können, nur hatte er nie den Drang danach verspürt.

Jetzt wollte er es wissen!

In diesen älteren Landhäusern lagen die Eingänge zu den Kellern meist versteckt. Das war auch hier der Fall. Chris tauchte in eine Nische ein, mußte drei Stufen nach unten gehen und stoppte vor der wuchtigen Holztür.

Für einen Moment schaute er auf die Klinke. Er wirkte dabei so, als wollte er wieder zurückkehren, bis er sich einen innerlichen Ruck gab, seine Hand auf das Metall legte und die Klinke nach unten drückte. Die Kellertür ließ sich nur schwer öffnen. Kühlere Luft wehte ihm aus der Tiefe entgegen.

Kein Modergestank, womit er gerechnet hatte. Chris schob sich vor und dachte daran, daß ihm Fiona lange nicht mehr über den Weg gelaufen war. Sie mußte sich irgendwo verborgen halten, wahrscheinlich innerhalb des geräumigen Kellers, dessen Maße mit denen des Hauses völlig übereinstimmten.

Die Steintreppe war breit und besaß einen kühn gebauten Linksschwung. Ein Eisengeländer begleitete sie, und der junge Mann hielt sich an der linken Seite, wobei er mit dem Ärmel der Jacke über die rauhe Wand schabte.

Nichts regte sich in seinem Gesicht. Die Augen waren zu Schlitzeln verengt. Er spürte den Kloß im Nacken, ein Zeichen, daß ihn die

Spannung überkommen hatte.

Lautlos bewegte er sich weiter, spürte auf dem Rücken die Gänsehaut, schluckte ein paarmal und stellte fest, daß die Kälte zunahm. Es kam ihm vor, als würde sie ihn mit langen, geisterhaften Finger oder Armen umschlingen.

Der breite Gang lag vor ihm. Ein trübes Licht schuf fast mehr Schatten als Helligkeit. Überlaut hörte er den Schlag seines eigenen Herzens. Den Mund hielt er leicht geöffnet. So wenig wie möglich atmete er. Irgendwann würde es passieren, dann mußten plötzlich die anderen kommen, dessen war er sich sicher.

Als er stehenblieb, verzog sich sein Gesicht vor Ekel. Wieder war es dieser Geruch, der ihm entgegenwehte. Er mußte hier im Keller seinen Ursprung besitzen, aber aus welchem der verliesartigen Räume drang er nur?

Einige befanden sich zur Auswahl. Sie lagen zwischen den nischenartigen Gängen, an deren Ende sich ebenfalls Verliese befanden, wie er wußte. Chris besaß einen sehr guten Geruchssinn. So stellte er fest, daß der Gestank nicht aus einem der Kellerräume wehte, sondern in einem schmalen Gang seinen Ursprung haben mußte. In ihn tauchte er hinein.

Noch weniger Licht begleitete ihn auf seinem Weg, aber er sah einen helleren Schein am Ende des Ganges durch den Spalt einer offenstehenden Verliestür fallen.

Dort mußte er hin.

Er hoffte, nicht gehört zu werden. Dafür vernahm er die anderen Geräusche, die er sich nicht erklären konnte.

Da schlürfte, stöhnte und schmatzte jemand. Auch ein böses, hohles Kichern vernahm er.

Chris konnte sich kaum eine Person vorstellen, die dererlei Laute von sich gab. Es sei denn, es handelte sich dabei um ein Tier. Nur wenige Schritte, dann stand er vor der Tür. Er drückte seinen Kopf

vor, schaute in den Spalt hinein, sah das grünliche Licht und hatte das Gefühl, von innen her zu vereisen.

Was er sah, war unbeschreiblich!

Wäre das Haus von innen her nicht erleuchtet gewesen, hätten wir es kaum gefunden. So aber sahen wir das Licht durch den dichten Bewuchs der Außenwand schimmern und wußten Bescheid. Zudem kannte sich Lucy aus. Sie wies uns auch den Weg von der Straße hin zum Parkplatz, auf dem bereits mehrere Wagen friedlich nebeneinander standen. Wir waren kaum ausgestiegen, als wir schon die Klänge der Musik hörten. Sie wehte zu uns hinüber, und Lucy nickte, während sie aus schmalen Augen zum Haus hinschaute.

»So habe ich mir das vorgestellt.«

Die Frau hatte uns versprochen, sich ruhig zu verhalten und keine Aggressionen loszuwerden.

Suko deutete auf die abgestellten Wagen und Motorräder. »Wie mir scheint, sind wir die letzten.«

»Klar. Wer kommt schon so spät.«

»Das Haus macht mir angst«, sagte Lucy plötzlich, sie sah aus, als würde sie frieren.

»Aber Sie haben doch darin gewohnt.«

»Schon, Mr. Sinclair. Meinem Mann gefiel es auch, mir nicht. Er hat es ziemlich preiswert erwerben können und sich auch nicht an die Dinge gestört, die sich noch auf dem Grundstück befanden.«

»Welche Dinge denn?«

»Ja, wissen Sie denn nichts davon, Mr. Sinclair?«

»Nein. Mein Kollege wohl auch nicht.«

»Dann muß ich es Ihnen sagen. Es ist nämlich so. Das Grundstück zieht sich weit in das Gelände hinein. Es ist alles bewachsen, aber archäologisch interessant, denn man hat dort bei einer völlig normalen Aushebung Gräber gefunden.«

»Welche Gräber?«

»Ich weiß es nicht. Aus einer alten Zeit. Keltisch oder so. Jedenfalls muß hier ein Friedhof gewesen sein.«

»Und ihr Mann?«

»Colby hat die Ausgrabungen gestoppt. Er wollte nicht, daß die Leute weiterwühlten. Und ich auch nicht. Es ist kein gutes Gefühl, praktisch über einem alten Friedhof zu leben.«

»Das kann ich verstehen. Auch wenn Tote nichts mehr ausrichten können, in der Regel.«

»Das sagen Sie, Mr. Sinclair. Ich sehe es ein wenig anders. Allein ihre Anwesenheit bereitet mir schon Angst. Wenn ich daran denke, daß unter meinem Schlafzimmer mit Skeletten gefüllte Gräber liegen, komme ich kaum zur Ruhe.«

»Ist reine Nervensache!« meinte Suko.

Wir schritten zu dritt auf die Haustür zu. Abgeschlossen war sie zwar nicht, aber geschlossen. Das bereitete uns keine Probleme, denn Lucy Roscyn besaß noch den Schlüssel zu ihrem Haus. Sie hatte ihn vorsorglich mitgenommen, und die Schlösser ausgewechselt hatte auch niemand.

In der Eingangshalle wehte uns der Partylärm entgegen. Die Gäste hatten dem Alkohol schon kräftig zugesprochen, entsprechend locker benahmen sie sich auch.

Wir stellten sofort fest, daß wir nicht die richtige Kleidung trugen. So ausgeflippt wie die meisten, lief ich nicht einmal zu Karneval herum, vorausgesetzt, ich feierte ihn auch.

Wir schauten uns um.

Von Carina Colby sahen wir nichts. Die Gastgeberin hielt sich zurück. Sie brauchte auch keine Gäste zu empfangen, die geladenen waren schon gekommen.

Lucy atmete auf.

Ich machte ihr Mut. »Wenn Sie es geschickt anstellen, sehen Sie die

Frau gar nicht.«

»Ich will ihr aber gegenüberstehen.« Sie ging zur Bar und holte sich einen Whisky. Bis zur Hälfte hatte sie das Glas vollgeschenkt. »Können Sie das verstehen?«

»Irgendwie schon«, gab ich zu.

»Ich auch.« Lucy trank. »Was meinen Sie, was los ist, wenn man entdeckt, daß ich hier bin? Einige Gäste werden mich bestimmt kennen, und die haben dann auch meinen Mann gekannt.«

»Wollen Sie bei uns bleiben?« fragte Suko.

»Nein, ich werde Sie wohl nur stören.« Sie atmete tief durch. »Es ist schon ein ungewöhnliches Gefühl, dorthin zurückzukehren, wo man einmal gelebt hat und sogar für einige Zeit glücklich gewesen ist.« Sie stellte das Glas weg und nickte uns zu. »Wir sehen uns noch im Laufe des langen Abends.«

Nachdenklich blickten wir ihr nach. »Hoffentlich reißt sie sich zusammen«, sagte Suko.

Ich hob die Schultern und trat zur Seite, als vier Gäste von der Terrasse her in den Raum stürmten und sich über das kalte Büffet hermachten. Es waren junge Leute. Sie kamen mir vor wie welche aus der Musikoder Modebranche.

Jedenfalls schlugen sie unheimlich zu und stopften sich voll. Uns beachteten sie nicht, so daß wir Gelegenheit hatten, über die Terrasse in den Garten zu gehen.

Er war erleuchtet und illuminiert. Dort sahen wir auch das Motto, unter dem die Feier stand.

Ein Treffen mit dem Jenseits. Die Schrift und das Transparent schaukelten im lauen Abendwind. Wir hatten uns erkundigt und wußten, daß Carina Colby ihre Parties stets unter ein besonderes Motto stellte.

»Jenseits«, sagte Suko und schaute sich um. »Ehrlich gesagt, ich habe vom Jenseits noch nichts gesehen.«

»Darauf kann ich auch verzichten«, erwiderte ich. »Wobei ich mich trotzdem frage, wie das Jenseits wohl aussehen könnte.«

»Meinst du das echte oder das hier auf der Party?«

»Nicht das echte.«

»Dann schau dir mal die Typen an. Dann weißt du Bescheid.« Suko lachte leise.

Wenn wir schon auf einer Party waren, wollte ich auch etwas trinken. Ein Glas Champagner konnte nicht schaden. Ich gab Suko auch eines. Mit den Gläsern in der Hand wanderten wir über die Terrasse. Sie war sehr groß, an einer Seite offen, und die Korbmöbel mit den dicken Polstern darauf waren zur Seite geschoben worden, so daß eine Tanzfläche entstand.

Drei Pärchen drehten sich dort engumschlungen, als wollten sie ineinanderkriechen. Hier bekamen wir den neuen Trent nach mehr Zärtlichkeit und Romantik bestätigt. Vor der Treppe blieben wir stehen und warfen einen Blick in den Garten.

»Dort hinten könnte der Friedhof liegen.« Suko beschäftigte sich mit dem gleichen Gedanken wie ich. »Sehen wir ihn uns an?«

»Was denkst du denn?«

Wir ließen die Treppe hinter uns. Mit verschiedenen Steinen plattierte Wege zweigten in drei Richtungen hin ab. Sie alle führten tief in den Garten hinein.

Gerieten wir unter die bunten Birnen der Girlanden, sahen wir aus wie farbige geschminkte Clowns. Der Duft von Gegrilltem wehte uns entgegen.

Das Fleisch lag auf einem Schwenkrost, der von hungrigen Gästen umlagert wurde. Als Griller betätigte sich ein finster aussehender Typ mit langen, fettig wirkenden Haaren.

Wir sahen zahlreiche Leute, wurden angeschaut, angelächelt, auch angemacht, aber Carina entdeckten wir nicht. Ich hielt schließlich ein junges Mädchen an, das in der Nähe stand, rauchte und ziemlich blaß

aussah.

Mißtrauen keimte in ihrem Gesicht auf, als ich ihr zunickte. »Keine Sorge, ich möchte nur eine Auskunft.«

Sie hatte blonde Locken, das Gesicht gepudert und die Augen lila bemalt. In der gleichen Farbe leuchtete auch der Neonschmuck an ihren nackten Armen.

»Du bist doch Gast.«

»Sicher, wie du.«

»Okay, ich heiße John.«

»Kannst mich Isy nennen.«

»Right. Jetzt sag mir nur, wo ich Carina finden kann. Mein Freund und ich haben uns etwas verspätet. Wir wollen ihr wenigstens einen guten Abend wünschen und uns für die Einladung bedanken.«

»Seid ihr Freunde von ihr?«

»Nein, nicht direkt. Bekannte mehr.«

»Aha. Ihr paßt eigentlich nicht zu uns Ausgeflippten. Sie ist hier, wirklich, aber in der letzten Zeit habe ich sie nicht gesehen. Ebenso wenig wie Chris.«

»Wer ist das schon wieder?«

»Ihr neuer Freund. Sie hat ihn praktisch gekauft.« Isy spie die Worte böse hervor. »Er hat mal zu uns gehört, jetzt ist er ihr Liebhaber, und Kitty, die Chris geliebt hat, ist tot. Wahrscheinlich Selbstmord. In einem Rohbau fand man die Leiche.«

Suko nickte mir zu. Die Spur war heiß. Ich ließ mir meine Überraschung nicht anmerken. »In einem Rohbau? Weißt du mehr?«

»Nein, wir waren nicht dabei. Wir haben es nur gehört. Kitty war ein Mitglied unserer Gruppe, verstehst du?«

»Bestimmt.«

»Nein, du verstehst gar nichts. Es ist alles beschissen. Kitty lebt nicht mehr, und wir feiern hier. Eines sage ich euch. Alt werde ich bei dieser Fête nicht.«

»Warst du mit Kitty befreundet?«

»Und wie.«

»Du hast ihr aber nicht helfen können?«

»Nein, es war in der vergangenen Nacht. Da kamen Bullen, die wollten uns abholen, weil wir angeblich auf den Strich gegangen sind. Kitty verschwand, ich blieb, sollte Kautions zahlen, konnte das nicht, aber eine andere blechte. Carina.«

»Sie war bei euch?«

»Das wußte ich auch nicht. Plötzlich erschien sie. Die Perle ist doch scharf auf Chris. Sie hat gezahlt, die Bullen zogen ab, und sie nahm ihren Stecher mit. So ist es gelaufen und nicht anders.«

»Ihr habt nichts dagegen getan?«

»Was sollten wir denn tun? Chris war oder ist unser Boß. Er kann bestimmen.« Ihr Gesichtsausdruck wurde aggressiv. »Verdammt, ich habe schon genug gesagt.«

Sie ging, aber ihre Schritte wirkten ungewöhnlich schlapp und müde. Als sie neben mir war, hielt ich sie fest. »Was ist, Isy?«

Sie blickte mich an. Da ich sie um einen Kopf überragte, schaute sie zu mir hoch. »Ich... ich weiß nicht. Mir ist plötzlich so schlecht und schwindlig. Da kommt alles hoch.« Plötzlich konnte sie sich nicht mehr auf den Beinen halten. Hätte ich nicht zugegriffen, wäre sie umgekippt, so aber hielt ich sie fest, und als ich zugegriffen hatte, wurde sie in meinen Armen schwer.

Ich ließ sie zu Boden gleiten. Im Gras blieb sie liegen. Ich bückte mich, fühlte nach dem Herzschlag und war beruhigt, daß er noch vorhanden war.

»John, verdammt!« Sukos Stimme klang gespannt. »Das mußt du dir ansehen. Das ist Irrsinn.«

Ich schnellte hoch.

Ein unglaubliches Bild bot sich meinen Augen. Es hätte eine spektakuläre Filmszene sein können, aber das war es nicht. Wir

standen inmitten der Realität.

Die Gäste kippten reihenweise um. Sie fielen nicht schnell, sehr langsam, im Zeitlupentempo bewegten sie sich dem Boden zu. Einer stieß gegen den Rand des Schwenkgrills, so daß dieser in lange Schwingungen geriet und einen anderen am Kopf erwischte. Es waren die beiden letzten, die zu Boden sanken. Und nicht nur im Garten war das Unglück über die Gäste gekommen, auch die Personen auf der Terrasse und in den Räumen hatten sich nicht mehr halten können. Sie lagen neben und übereinander. Uns erwischte es nicht.

Wir bewegten uns normal, als wir vorgingen, in den Garten schauten und unter einer bunten Lichtschnur aus Glühbirnen stehenblieben.

»Das ist wie nach einer Schlacht!« flüsterte Suko.

Bevor ich Antwort gab, untersuchte ich eine nicht weit entfernt liegende Frau. Auch sie lebte. »Nur daß es hier zum Glück keine Toten gibt.«

Daß die Musik noch spielte, empfand ich als makaber. Chris Norman sang seine Midnight Lady, kam aber nicht bis zum Schluß des Songs, denn die Musik verstummte mit einem schrillen Mißklang. Jemand hatte sie abgestellt.

Es wurde fast totenstill...

So etwas Schreckliches hatte Chris Landon noch nie zuvor in seinem Leben gesehen. Sein Gehirn weigerte sich fast, das Grauensvolle aufzunehmen, das sich in dem düsteren Kellerverlies abspielte. Er sah den Toten, der oben im Zimmer in der Zange eines Greifarms gehangen hatte. Und neben ihm kniete ein aufgedunsenes, schleimiges Geschöpf, das ein grünes Licht abgab. Dieses Geschöpf sah aus wie eine Mischung aus Echse, Schlange, Frosch und Mensch. Verschobene Proportionen, ein gewaltiges mit schillerndem Schleim

gefülltes Maul, schuppenartige Haut, kurzen Armen und Beinen sowie krallenbesetzte Hände. Innerhalb des breiten Kopfes sah Chris die Augen, und die kamen ihm bekannt vor. Er hatte sie nicht nur einmal gesehen und diesen Blick auf seinem Körper gespürt. Wer schaute so? Da fiel es ihm ein.

Fiona! Ja, genau, es waren ihre Augen, die sich auch jetzt unnatürlicherweise drehten, so daß sie ihn fixieren konnten. Fiona war ein Monster. Sie hatte den widerlichen Leichengeruch abgegeben, der ihm jetzt als penetrante, dichte Dunstwolke entgegenwehte und ihm die Luft raubte.

Fiona, das Monster. Und Carina war ihre Vertraute oder beste Freundin. Wie konnte das möglich sein?

Jedenfalls nahm er die Gefahr wahr, und Chris wußte, daß es besser war, wenn er floh.

Die Schleimgestalt mußte seine Gedanken gelesen haben, denn sie handelte schneller als er. Was da genau über den Boden huschte, war nicht zu erkennen, jedenfalls klatschte es gegen seinen linken Knöchel, und er bekam das Bein nicht mehr weg.

Der Schleimarm hatte einen Ring um den Knöchel gezerrt, den er so festzog wie eine Kette aus Eisen.

Chris schrie noch, es half ihm nichts. Die Kraft zerrte ihn nach vorn, so daß er das Gleichgewicht verlor und der Türfüllung entgegenkippte. Mit der Stirn hämmerte er gegen die Kante, prallte danach mit der Schulter davor, spürte in seinem Kopf den bösen Schmerz und bekam kaum mit, daß ihn der nächste harte Zug dem Boden entgegenriß, auf den er schlug, und in eine Pfütze aus widerlichem Schleim hineinrutschte.

Auf dem Bauch blieb er liegen. An der Stirn schwoll die Beule an, er aber konzentrierte sich mehr auf das Bein, das dieser Fangarm in Knöchelhöhe umwickelt hielt.

Der Schleim war kalt und warm zur gleichen Zeit. Er brannte auch,

als hätte man Säure auf die Stelle geträufelt.

»Bleib so liegen, bleib nur so liegen!« vernahm er die scharf gezischten Worte. »Rühr dich nicht vom Fleck...«

»Du... du bist Fiona...« Das Sprechen fiel ihm schwer, der Druck war einfach zu groß. »Ja, das bin ich.«

»Ein Monstrum.«

»Auch.«

»Und eine Mörderin.«

Da lachte sie und schaffte es allein durch die Kraft des Schleimatms, ihr Opfer herumzudrehen.

Liegend starrte er zu der Person hoch, die eingehüllt in Schleim und grünes Licht, ihren Triumph nicht verbergen konnte. Er hörte das Grunzen und widerliche Schmatzen, wurde noch stärker gepackt und an das Wesen herangezogen. Hatte es einen Sinn, zu schreien?

Nein, ihn hätte niemand gehört, auch Carina nicht. Ob sie ihm allerdings geholfen hätte, wäre mehr als fraglich gewesen, weil sie und Fiona zusammenklebten.

Das Wesen wollte ihm noch etwas sagen. Er hörte die Stimme jetzt lauter, weil sie nahe an seinem Ohr aufklang. »In diesem Verlies ist auch er gestorben. Dein Vorgänger, James Colby. Carina hat ihn hineingestoßen, dann bin ich gekommen...«

»Was hast du mit ihm gemacht?« schrie Chris krächzend.

»Was macht schon ein Ghoul?«

Chris zuckte hoch. Die Antwort hatte ihn geschockt, da er sehr genau wußte, was es bedeutete, einem Ghoul in die Finger zu fallen. Der ernährte sich von Toten. Sein Schleim löste die Haut auf, es war furchtbar und grauenhaft.

»Du bist ein...?« Chris Landon bekam das eigentliche Wort nicht mehr heraus.

»Ja, und da du es kennst, weißt du auch genau, was dir noch bevorsteht. Aber ich bin anders als ein normaler Ghoul. Man wird

dich noch erkennen, nur wirst du dann tot und eine Mumie sein. Das ist das Besondere an mir. Deine Freundin habe ich auch geholt...«

»Kitty?« schrie er.

»Ja, so hat sie wohl geheißen. Ich hatte mich verborgen und war mit Carina gefahren.«

»Dann... dann weiß sie alles.«

»Natürlich weiß sie es. Ich habe sie über den Friedhof informiert, der sich hier befindet. Ich bin der Hüter der Gräber. Damals, als die Archäologen die Grabstätten fanden, haben sie diese sehr schnell wieder geschlossen, denn was ihnen aus der Tiefe entgegenwehte, war für sie nicht zu ertragen. Man hat alles vergessen wollen, doch es blieb beim Wollen. Ich erinnerte mich wieder, denn ich stamme daher. Ein Treffen mit dem Jenseits. So lautet das Motto dieser Party. Und keines in der letzten Zeit traf es besser als das heutige. Die Toten werden nicht kommen, aber die Ghouls warten auf die Gäste.«

Chris Landon mußte die Worte erst verdauen. Zuviel war auf ihn eingestürzt. Er holte einige Male durch die Nase Luft, bevor er wieder sprechen konnte. »Die Leute werden verschwinden. Sie laufen weg, wenn sie die Ghouls sehen...«

»Nein, das können Sie nicht mehr.«

»Wieso? Sind sie...?«

»Noch nicht tot, bewußtlos. Die Druiden-Ghouls, die auf diesem uralten Friedhof liegen, werden sie anschließend erst umbringen und danach verschwinden. Sie schleimen zurück in ihre Gräber. Wenn die Polizei erscheint, steht sie vor einem Rätsel. Alle haben sich auf das Essen gestürzt wie die Verhungerten. Das war ihr Fehler, denn ich habe das Essen präpariert, als es auf den Tischen stand. Du hättest auch davon probieren sollen, dann wäre dir viel erspart geblieben.«

»Das ist doch nicht wahr, verdammt. Das ist doch gelogen...«

»Nein, du träumst nicht, und der Friedhof wartet auf dich, mein Freund. Du wirst die Unterwelt der Ghouls kennenlernen. Es dauert nicht mehr lange...«

Fiona setzte ihren Vorsatz in die Tat um und zog den jungen Mann zu sich heran.

Er konnte sich nirgendwo festhalten. Wo er auch hingriff, lag die dünne Schicht auf dem Boden, und so rutschte er weiter. Als er den Kopf drehte, sah er plötzlich die viereckige Öffnung im Boden. Beim Eintritt hatte er sie nicht erkannt, weil es zu dunkel gewesen war. Jetzt aber wußte er, was ihm bevorstand.

Er sollte dort verschwinden.

»Wir hören und sehen noch voneinander!« versprach das unheimliche Wesen und zog sein Opfer die letzte Strecke.

Zuerst verloren die Beine den Kontakt zum Boden. Chris Landon schrie noch, als er in die Tiefe fiel und damit rechnete, sich alle Knochen zu brechen.

Er kam weich und mit einem dumpfen Geräusch auf. In Schleim war er nicht gefallen, obwohl es sich so angehört hatte. Dafür war er auf der weichen Erde gelandet, auf einem feuchten Lehmhaufen, der den Aufprall stark abgemildert hatte.

Da Chris auf dem Rücken lag, schaute er zuerst nach oben. Als schwaches Viereck malte sich die offene Luke ab. An ihrem linken Rand sah er auch das grünliche Schimmern, denn dort hockte das Wesen Fiona.

Er schätzte die Entfernung ab und mußte jetzt schon aufgeben. Auch wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte und sprang, die Luke war zu weit für ihn entfernt.

Außerdem — was hätte er davon gehabt? Er wäre nur mehr Fiona in die Arme gelaufen. Also blieb er und hörte zu.

Zunächst tat sich da oben nichts. Da bewegte sich wohl etwas, aber die Geräusche erklangen viel später auf.

Chris Landon hatte sie schon einmal gehört. Er wollte sie nicht mehr mitbekommen und preßte seine Hände gegen die Ohren. Eine widerliche Wolke hüllte ihn ein, er wunderte sich darüber, daß er überhaupt noch Luft holen konnte.

Eigentlich hätte er schon tot sein müssen.

Aber so schnell stirbt ein Mensch nicht. Auch Chris erholte sich wieder. Er wollte nicht weiter in die Luke schauen, sondern blickte zurechten Seite hin, wo es stockfinster war und er nichts mehr erkennen konnte. Mit den Händen tastete er um sich und spürte unter seinen Handflächen den hügelartigen Platz.

Von einem alten Friedhof war gesprochen worden. Befand er sich vielleicht hier in der Erde?

Fiona war beschäftigt, deshalb suchte Chris mit zitternden Fingern nach dem Feuerzeug.

Er hatte Mühe, die Flamme aufzischen zu lassen, drehte dann den Arm und stellte fest, daß er sich in einem unterirdischen Stollen befand, der sich tief in die Unterwelt erstreckte.

Wie lang er war und wo er endete, konnte er nicht herausfinden. Jedenfalls wurde das Licht des kleinen Feuerzeugs schon sehr bald von der Dunkelheit geschluckt.

Diese verfluchte Fiona hatte in allen Punkten recht. Sie hatte von dem Friedhof unter der Erde gesprochen, diesem alten Totenacker. Wahrscheinlich waren die einzelnen Gräber noch durch Stollen und Gänge miteinander verbunden, die man vor langer Zeit so optimal abgestützt hatte, daß sie nicht zusammengebrochen waren. Er schüttelte sich, als er abermals die widerlichen Schmatz- und Preßlaute über sich vernahm. Danach folgte ein zufriedenes Stöhnen, aber was dort genau geschah, konnte Chris auch nicht sehen. Das wollte er auch nicht, die Akustik war schlimm genug.

Im nächsten Augenblick verdunkelte sich über ihm ein Ausschnitt des Vierecks.

Zunächst glaubte er, die Klappe würde zufallen. Das war ein Irrtum. Etwas fiel von oben herab.

Gerade noch rechtzeitig rollte sich Chris zur Seite und landete im weichen Lehm, so daß der Gegenstand links neben ihm zu Boden prallte und dort liegenblieb.

Es war ein Klumpen, das konnte er noch erkennen. Über sich vernahm er das leise Lachen. »Schau genau hin, Chris. Dann wirst du sehen, wie es dir auch ergeht, falls wir uns noch einmal begegnen und du dann noch am Leben bist.«

»Ich... ich sehe nichts.«

»Das Feuerzeug...«

Er hielt es tatsächlich noch zwischen seinen Fingern geklemmt, schaltete es ein, die Flamme fand die nötige Nahrung, sie flackerte — und beleuchtete ein schreckliches Bild.

Der Tote von oben war ins Loch gefallen. Doch wie sah er aus!

Zusammengedrückt, mumienhaft, mit einem faltigen, starren, greisenhaften Gesicht.

»Ich habe jetzt sein Leben!« hörte er die keuchende Stimme der widerlichen Bestie. »Nur so kann ich existieren, nur so, mein Freund.«

Trotz der schlechten Luft holte er tief Atem, weil er seinen Frust und seine Angst hinausschreien wollte.

Er kam nicht mehr dazu.

Fiona schloß die Klappe, und die tiefe Dunkelheit des Grabes hüllte Chris Landon ein...

Auch Suko und ich paßten uns der Umgebung an. Wir blieben stehen, ohne etwas zu sagen.

Kann man eine stumme Unheimlichkeit beschreiben? Ich glaube es nicht, aber es kam mir so vor. Wir standen auch nicht in einer anderen Welt oder fremden Dimension. Zweihundert Yards entfernt

führte eine normale Autostraße vorbei, und hier herrschte Stille.

»Sie leben noch«, sagte ich leise und unterbrach damit das Schweigen. Ich hatte einfach etwas Positives sagen wollen und konnte auch nicht mehr stehenbleiben. So ging ich denn vor.

Zuerst mit ungelenk wirkenden Schritten. Ich hörte die Grashalme über das Leder der Schuhe schleifen, erreichte den Terrassenaufgang und schaute ihn hoch.

Die Geschichte von Dornröschen fiel mir ein. Da waren die Gäste eines Festes ebenfalls in einen langen Schlaf gefallen, der 100 Jahre andauert hatte.

Hier, so hoffte ich, würde er nicht so lange andauern. Auf der Treppe lag ein Pärchen, das ich vorhin noch auf der Tanzfläche gesehen hatte. Beide waren sie gefallen, ohne sich voneinander zu lösen. Sie hielten sich noch an den Händen fest.

Ich drehte mich zu Suko um. Er hob die Schultern. Unter den farbigen Birnen zeichnete er sich als bunte Gestalt ab. »Tut mir leid, John, aber ich kann auch nicht helfen. Wir müssen warten, bis die Wirkung der Droge wieder abgenommen hat.«

»Weshalb hat es uns nicht erwischt? Sind wir gegen diese Art von Drogen immun?«

»Weiß ich nicht.« Suko schnickte plötzlich mit zwei Fingern. »Sag mal, hast du eigentlich etwas gegessen?«

»Nein!«

»Ich auch nicht.«

Da war bei mir ein Penny gefallen. Ja, so hatte es nicht nur sein können, sondern müssen. Wir waren wohl die einzigen Gäste gewesen, die nichts zu sich genommen hatten.

»Das ist der springende Punkt.« Ich lachte krächzend. »Wir haben unbewußt das Richtige getan.«

»Wer noch?«

Eine gute Frage. Wahrscheinlich waren alle auf diesen Trick

hereingefallen, nur konnte ich mir nicht vorstellen, daß die Hausherrin etwas zu sich genommen hatte.

»Bestimmt werden wir Carina Colby irgendwo begegnen«, sagte ich überzeugt.

»Sollen wir uns trennen? Einer übernimmt das Haus, ein anderer den Garten.«

Wir hatten schon oft genug getrennt gekämpft und vereint zugeschlagen!

Hier allerdings zögerte ich und hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wir sollten zusammenbleiben.«

»Hast du Angst?«

»Unsinn. Okay, wer geht ins Haus?«

»Ich!«

Suko hatte sich bereits in Bewegung gesetzt und lief vor mir die Stufen zur Terrasse hoch. Aus Sicherheitsgründen hatte er seine Beretta gezogen und hielt sie schußbereit.

Ich blieb allein im Garten zurück. An das Bild hatte ich mich noch immer nicht gewöhnen können. Da lagen die Menschen wie hingeworfen, aber nichts geschah ohne Grund. Dieser Garten oder die Umgebung des Gartens mußte ein schreckliches Geheimnis bergen.

Während dieser Gedanken schaute ich nach links, wo das Grundstück jenseits der Rasenfläche von Buschwerk und Bäumen dicht bewachsen war. Sie standen dort wie eine Wand.

Wenn ich den Garten durchsuchte, konnte ich dieses Gebiet nicht auslassen.

Zwischen den liegenden Menschen fand ich meinen Weg. Erst jetzt wurde mir auch bewußt, daß nicht ein einziger Tierlaut zu hören war. Wenn etwas raschelte, waren es die Blätter im Wind. Je tiefer ich in den Garten vordrang, um so mehr spürte ich die Veränderung des Bodens. Es war weicher geworden, das Gras wirkte selbst bei

dieser künstlichen und teilweise bunten Beleuchtung satter und düsterer, was auf mehr Feuchtigkeit schließen ließ. Jenseits der letzten Lichterkette blieb ich stehen. Vor mir stand ein Buschgürtel aus Brennesseln und anderen unfreundlichen Gewächsen, die nur schwer zu durchdringen waren.

Suko mußte sich noch im Haus befinden. Jedenfalls sah ich ihn nicht, als ich mich umdrehte.

Dafür eine andere Person.

Carina Colby!

Das mußte sie einfach sein, die auf der Terrasse stand, in den Garten schaute und schließlich die breit angelegten Steinstufen hinabging, um den Garten zu durchqueren.

Jetzt war ich froh, so nah am dichten Unterholz und den Bäumen zu stehen. Sie gaben mir genügend Schutz. Ich kroch fast in sie hinein und wartete ab.

Da auch Laternen brannten, blieb es nicht aus, daß die Frau in deren Lichtschein geriet, so daß ich sie deutlicher erkennen konnte und auf eine gewisse Art und Weise von dieser Person beeindruckt war. Trotz der Entfernung zwischen uns ließ sich ihre Faszination nicht verheimlichen. Carina Colby strömte einen aggressiven Sex aus, der einfach auf Männer wirken mußte.

Allein die Kleidung hatte den Begriff aufreizend verdient. Sie zeigte am Oberkörper mehr, als Sie verhüllte.

Ich wußte nicht, ob sie mich entdeckt hatte. Wenn ja, überspielte sie es gut. Bevor sie weiterging, schüttelte sie kurz ihre schwarze Mähne aus und setzte sich mit geschmeidig wirkenden Mannequin-Schritten in Bewegung.

Sie durchquerte diesen so veränderten Garten und nahm es mit einem kalten Lächeln hin, daß ihre Gäste auf dem Boden lagen und sich nicht rührten.

Hin und wieder blieb sie für einen Moment stehen und stieß die

Gäste mit der Fußspitze an, um sich von ihrem Zustand zu überzeugen. Ich halte sie gut beobachten können und festgestellt, daß sie die einmal eingeschlagene Richtung im Groben beibehielt. Wenn sie so weiterging, würde sie direkt auf mich zulaufen.

Carina Colby sah ich tatsächlich zum ersten Mal. Vielen Bürgern war sie aus den Klatschspalten bekannt. Ich hatte mich nie dafür interessiert, wer wen heiratete. Jedenfalls machte die Frau auf mich einen gefährlichen Findruck.

Carina Colby hob die Arme an und schaute dorthin, wo ich stand. Unwillkürlich trat ich noch einen Schritt zurück, berührte mit meinem Rücken Zweige und ärgerte mich über das Rascheln der dünnen Blätter. In der Stille war so etwas zu hören.

Carina Colby schien nichts wahrgenommen zu haben. Sie stand da und hatte die Hände in die Hüften gestützt. Ihr Blick glitt dabei suchend durch den Park, den Kopf bewegte sie von rechts nach links. Sie kam mir vor wie eine Frau, die mißtrauisch geworden war.

Aber nicht wegen mir. Möglicherweise hatte sie die zweite Gestalt gespürt, die sich in ihrem Rücken durch den Garten bewegte. Auch ich sah sie erst, als sie sich bereits von der Hausmauer gelöst und den großen Rasen betreten hatte. Suko war es nicht. Die Gestalt besaß auch nicht die Breite meines Partners. Sie war eher schmal gebaut, wie eine Frau.

Da erkannte ich sie. Es war Lucy Roscyn!

Hätte es die Situation erlaubt, ich hätte durch die Zähne gepfiffen. So aber verhielt ich mich völlig ruhig und schaute nach, was die andere Person vorhatte.

Beide Frauen haßten sich bis aufs Blut. Das hatte ich in der kurzen Zeit festgestellt, als ich mit Lucy redete. Und Carina Colby hatte ihre Rivalin weder gehört noch gesehen.

Lucy bewegte sich im schrägen Winkel auf die Widersacherin zu, die noch immer in ihrer leicht provozierenden Haltung dastand und

den Kopf in den Nacken drückte.

Ich schlich wieder etwas vor, um besser sehen zu können. Lucy duckte sich. Sie bewegte ihren rechten Arm und schob die Hand unter die Jacke des Kostüms.

So eine Bewegung kannte ich. Sehr oft hatte ich sie durchgeführt. Und auch Lucy zog eine Waffe.

Sie ging weiter vor, streckte beide Arme aus und hielt den Revolver oder die Pistole fest. Die Mündung wies auf den Rücken der Carina Colby.

»Rühr dich nicht!«

Sie hatte so laut gesprochen, daß selbst ich ihre Stimme verstand. Und ich vernahm auch die Antwort. »Was willst du, Lucy?«

»Dich!«

Die Colby lachte. »Ich habe dich nicht eingeladen, Lucy. Deine Zeit ist vorbei!«

»Mit James bestimmt. Er kann auch nicht mehr zu mir zurück, weil er tot ist. Bei mir hätte er noch gelebt, aber ein Leben mit dir bringt allen den Tod.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Ja, Carina. Er sah schlimm aus. Ich habe auch mit den zuständigen Polizisten gesprochen...«

Ich erschrak. Hoffentlich riß sie sich zusammen und redete keinen Unsinn. Die Colby sollte auf keinen Fall wissen, daß Suko und ich uns hier aufhielten.

»Wie schön für dich. Was haben die Bullen denn gesagt?«

»Sie wunderten sich.«

Carina lachte. »Mehr nicht?«

»Nein.«

»Was sollen sie auch anders machen, als sich zu wundern? Und jetzt bist du zu mir gekommen.«

»Genau. Und ich sehe sehr deutlich, daß ich mich nicht getauscht

habe. Ich brauche mich hier nur umzuschauen, um deine Pläne zu durchschauen. Du bist widerlich, Carina. Du hast deine Gäste mißbraucht. Hast sie vergiftet...«

»Irrtum, sie leben noch!«

»Für wie lange?«

Die Colby zeigte sich nicht nervös. Sie lachte sogar. »Das ist in der Tat eine gute Frage. Ich weiß es selbst nicht genau, wie lange sie noch leben. Es kommt auf die Umstände an.«

»Wie sehen die aus?«

»Die werde ich dir nicht verraten!«

Lucy Roscyn ging noch einen Schritt näher. »Du hast mir meinen Mann genommen, Carina. Du hast unsere Ehe zerstört. Du hast mich an den Rand des Abgrunds gebracht. Mein Leben ist nichts mehr wert. Deshalb glaube nur nicht, daß ich dich laufenlasse oder mich nicht überwinden könnte, dich zu erschießen. Ich werde dir sogar, wenn es sein muß, die Kugel in den Rücken jagen. Lange genug habe ich mir darüber Gedanken machen können und nur für meine Abrechnung gelebt. Also tu, was ich dir sage. Ich will deine Pläne erfahren. Weshalb hast du dich an meinen Mann herangemacht? Du hast ihn nicht geliebt. Wahrscheinlich hast du ihn getötet. War es nur sein Vermögen?«

Die Colby winkte ab. »Geld«, sagte sie und drehte sich leicht, so daß sie Lucy anschauen konnte. »Das Geld hat mich nie primär interessiert. Es war eine nette Beigabe, das ist auch alles. Ich habe von den Umständen geredet, und dazu zähle ich das Grundstück, auf dem dieses Haus gebaut wurde.«

»Was ist damit?«

»Es ist etwas Besonderes, das James Colby überhaupt nicht zu schätzen wußte. Wir stehen hier auf magischem und historischem Boden, denn unter der Erde liegt das eigentliche Geheimnis begraben. Ich habe es von Fiona gehört, einer Liliputanerin, die ich

vor gut zwei Jahren kennenlernte, als sie mit ihrer Sippe über Land zog und einige Männer ihren Wagen anzündeten. Die Männer waren betrunken, ich konnte sie nicht zurückhalten, aber ich holte Fiona aus den Flammen, und das dankte sie mir. Von nun an blieb sie bei mir, und sie zeigte mir eigentlich erst den richtigen Weg. Ich erfuhr, wie man im Leben vorankommt, daß man die Kräfte nutzen muß, die man nicht sieht, die es jedoch seit langer Zeit schon gibt. Und ich erfuhr, welch ein Geheimnis Fiona umgibt. Sie sieht aus wie ein Mensch, sie ist aber kein Mensch, sondern gleichzeitig ein gefährlicher Dämon, ein Ghoul, wenn dir das etwas sagt.«

»Nein!«

Allmählich wurde es interessant für mich. Ich wußte jetzt auch, daß Kitty und James von einem Ghoul umgebracht worden waren, aber auf eine andere Art und Weise, wie ich es von diesen widerlichen Dämonen gewohnt war.

Die Colby redete weiter. »Wir faßten den Plan, eure Ehe zu zerstören, das schaffte ich auch. Dein Mann fiel auf mich rein, er konnte nicht genug von mir bekommen und ahnte nicht, daß er in meinen Händen nur mehr Wachs war, den ich so formen konnte, wie ich wollte. Als er starb, half ich mit, aber Fiona hat ihm den Rest gegeben und seinen veränderten Körper irgendwo in einen Gullyschacht geschleudert. Ich aber war inzwischen seine Frau geworden und konnte zusammen mit Fiona das Haus und das Grundstück übernehmen. Sie hatte ihr Ziel erreicht. Ich dagegen suchte mir einen Liebhaber. Ich wechselte sie häufig, meine Parties wurden berühmt, doch das eigentliche Ziel, das Fiona verfolgte, ist erst an diesem Abend erreicht worden. Sie wird es schaffen, all die aus ihren Gräbern zu holen, die unter der Erde liegen. Erinnerst du dich, daß Archäologen hier waren? Sie sind nach den ersten Ausgrabungen sehr schnell wieder verschwunden, denn sie müssen gemerkt haben, daß im Boden etwas Furchtbares wohnte.«

»Sind es auch Ghouls gewesen?«

»So ist es, Lucy. Diese Erde enthält eine alte, keltische Grabstätte. Wie du sicherlich weißt, besaßen auch die Kelten Götter und Götzen. Sie kannten sich sehr gut aus, und sie wußten auch von den Leichenfressern, den Ghouls. Manche sprechen auch von Druiden-Ghouls. Wie immer es auch gewesen sein mochte, ob Kelten oder Druiden, sie haben die Ghouls hier begraben und sie für alle Zeiten ruhen lassen. Vielleicht wußten sie, welch eine Gefahr von ihnen ausging. Man hat die Ghouls auch nie gefunden, und es mußte schon selbst ein Ghoul kommen, um den Hinweis zu geben, eben Fiona. Sie berichtete mir von diesem Friedhof, und ich erkannte sehr schnell, welch eine Macht mir plötzlich in die Hände gegeben war. Ich brauchte sie nur richtig einzusetzen.«

»Dazu kommst du nicht mehr!« erklärte Lucy Roscyn.

»Willst du mich hindern?«

»Ja, ich habe die Waffe, nicht du!«

Carina Colby winkte ab. »Bitte, Lucy, mach dich nicht lächerlich. Das steht dir einfach nicht. Du kannst nicht als schwache Person gegen mich ankämpfen, das ist unmöglich. Wie stellst du dir so etwas überhaupt vor? Das klappt nicht.«

»Und was ist mit den Menschen geschehen?« Lucy wollte viel auf einmal wissen und wechselte sprunghaft das Thema.

»Sie sind für die Ghouls ausersehen.«

»Wie?«

»Opfer...«

Lucy Roscyn schrie auf. Auch ich war geschockt, als ich das hörte. Was sich hier anbahnte, war das perfekte Grauen.

Ich konnte von Glück sagen, daß uns die Spur in dieses Haus und den Garten geführt hatte.

Von einer Fiona war gesprochen worden. Ich hatte den Namen zum ersten Mal gehört und sie auch nicht gesehen. Vielleicht steckte sie

im Haus. Dort befand sich auch Suko, der sich nicht blicken ließ und möglicherweise von einem der Fenster die Dinge hier draußen beobachtet hatte oder schon auf den weiblichen Ghoul gestoßen war.

Lucy war außer sich. Ich merkte ihr an, wie sehr sie unter den Erklärungen der Carina Colby litt. »Mord!« keuchte sie. »Das ist ein verdammt Mord. Du hast nicht nur meinen Mann ermorden lassen, du schreckst auch nicht davor zurück, die Unschuldigen umzubringen. Weißt du überhaupt, in was du dich da hineinhängst?«

»Ja, aber die Ghouls brauchen Nachschub!« erklärte Carina eiskalt, und selbst mir rann ein Schauer über den Rücken. Man erlebt immer wieder, wie grausam und kalt Menschen sein können, auch Carina Colby machte darin keine Ausnahme.

»Ich kann das nicht zulassen!« erklärte Lucy mit harter Stimme. »Nein, auf keinen Fall...«

»Wie willst du uns denn daran hindern?« Carina hatte lässig gefragt. Sie war sich ihrer Sache sicher.

»Indem ich dich töte!«

Vielleicht hätte es eine Möglichkeit gegeben, Lucy von ihrem Vorhaben abzubringen, aber nicht so, wie Carina es tat. Sie lachte die andere Frau aus.

Ihr rauhes Gelächter hallte durch die Stille. Dabei schüttelte sie noch den Kopf, streckte die Arme aus, und Lucy ging einen Schritt zurück. Sie hob die Waffe an.

Für mich wurde es Zeit, mich aus der Deckung zu lösen. Ich konnte nicht mehr den unbeteiligten Zuschauer spielen. Lucy Roscyn stand dicht davor, durchzudrehen. Es gibt Momente im Leben eines Menschen, wo es demjenigen egal ist.

Und Lucy war es egal.

Mein Start und der gleichzeitige Warnschrei fielen zusammen mit dem Schuß...

Suko hatte seinen Freund John Sinclair im Garten zurückgelassen und das Haus betreten.

Ein Geisterhaus, eine regelrechte Spukburg. Er sah die Menschen auf den Böden der Räume liegen, sogar im Gang hatten sie ihre Plätze gefunden und rührten sich nicht.

Der Inspektor bückte sich einige Male und überprüfte, ob die Menschen auch lebten. Niemand war tot.

Überall brannte Licht. Es wies Suko den Weg. Er suchte Carina Colby!

Die Frau hatte sich bisher seinen Blicken entzogen, aber jetzt, wo ihr Plan anscheinend in Erfüllung gegangen war, würde sie sich bestimmt zeigen.

Doch sie blieb verschwunden.

Sosehr sich der Chinese auch umschaute, nicht eine Flaarsträhne entdeckte er von ihr.

Und doch war das Haus nicht tot. Suko besaß ein sicheres Gespür für Leben. Es hielt sich zwischen den Wänden auf. Es war vorhanden, das wußte er. Ein böses, ein gefährliches Leben, daß sich irgendwo festgesetzt hatte. Durch die Nase atmete er ein und wunderte sich plötzlich über den Geruch. In der großen Wohnhalle und vor der breiten Treppe blieb er stehen, drehte den Kopf, schnüffelte und wollte es kaum glauben, denn so rochen alte Leichen.

Oder Ghouls...

Sukos Haut bekam einen Schauer. Er spannte sich und hörte von oben das Schlagen einer Tür. Schritte vernahm er nicht, wollte aber nicht stehenbleiben und hetzte die Treppe hoch, bis er einen Flur in der ersten Etage erreichte und sah, daß er leer war.

Zahlreiche Zimmer standen zur Verfügung. Überall konnte sich die Person verborgen halten. Auch Suko durchsuchte die Räume nicht. Ihm war die normale Luft wieder aufgefallen. Kein Leichengeruch schwängerte sie mehr. Das war nur unten der Fall. Das Haus war

groß. Bestimmt gab es noch mehr Möglichkeiten, zu verschwinden, als nur durch den normalen Vorder-oder Rückseitenausgang. Also ging er wieder zurück. Niemand begegnete ihm auf der Treppe. Er schaute noch in den Garten und sah nur die Gestalt seines Freundes John Sinclair. Dennoch wurde er das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden.

Wo steckten die Unbekannten?

Abermals drang der Ghoulgestank in seine Nase. Es war nur mehr ein feiner Hauch, viele Menschen hätten ihn kaum wahrgenommen, aber Suko besaß eine sehr empfindliche Nase, was diese Dinge anging. Und der Ghoul mußte sich in der Nahe befinden.

Irgendwo lauerte er, hatte er sich versteckt, um blitzschnell zuschlagen zu können. Suko versuchte die Ursache oder die Quelle des Gestanks zu finden. Er drang aus einem Nebengang, der in einen anderen Trakt des geräumigen Hauses führte.

Suko betrat mit gezogener Waffe den Gang. Er sah die mit dunklem Holz vertäfelten Wände, die Ausschnitte der Türen, aber er entdeckte keine Personen.

Und doch hatte sich der Geruch gehalten.

Im Untergrund des Ganges war es dunkler. Der matte Lichtschein einer Lampe warf auf den Boden einen runden Fleck. An der rechten Seite öffnete sich eine Tür.

Für einen Moment sah Suko die kleine Gestalt, die in den Flur hineinschaute, dann aber zurückzuckte, als hätte man sie bei etwas Schlimmem erwischt.

Als die Tür zuschlug, stand Suko schon bei ihr. Er drückte sie auf, betrat das Zimmer noch nicht, blieb stehen, warf einen Blick in den Raum und glaubte vor einer etwas zu groß geratenen Puppenstube zu stehen. Alles war kleiner, niedriger. Der Tisch, die Stühle, das Sofa, die Anrichte, auch der Schrank.

Bis auf den TV-Apparat und die Lampen stimmten die Proportionen

mit den normalen Verhältnissen nicht überein. Dieses Zimmer war für einen kleinen Menschen eingerichtet worden.

Und den sah Suko.

Es war eine Frau, die in einem der beiden Sessel saß und dem Chinesen entgegenschaute.

Sie trug ihr dunkles Haar zu dicken Zöpfen geflochten und hatte über ihre Gestalt ein blaues Kittelkleid gestreift, das vorn geknöpft werden konnte.

Ihr Gesicht war rund, wirkte aber wegen der Frisur trotzdem eckig und alt, obwohl die Frau ein so hohes Lebensalter noch nicht erreicht haben konnte. Sie saß im Schein einer Stehlampe, der auch in ihr Gesicht fiel, und Suko sah die Augenbrauen wie zwei dicke, schwarze Balken über den ebenfalls dunklen Pupillen.

»Was wollen Sie?«

»Mit Ihnen reden.«

Die Liliputanerin nickte. »Dann kommen Sie herein, und schließen Sie die Tür.«

Das alles konnte eine Falle sein, dementsprechend vorsichtig benahm sich der Inspektor. Aber in den Ecken lauerten keine weiteren Personen auf ihn, so daß er und die kleine Frau allein waren. Aber der Geruch war geblieben...

Wenn Suko einatmete, egal durch die Nase oder den Mund, schmeckte er ihn. Und er verursachte Übelkeit.

»Wollen Sie mich erschießen?« fragte die Liliputanerin, denn sie hatte Sukos Waffe gesehen.

»Nein.«

»Dann stecken Sie die Pistole weg. In diesem Haus ist man nicht bewaffnet.«

»Sie scheinen sich sehr gut auszukennen.«

»Ja, ich bin Fiona, ich wohne hier zusammen mit Carina Colby. Wir sind Freundinnen.«

»Aha.« Jetzt ließ Suko seine Beretta verschwinden. Dicht vor der Wand blieb er stehen und verschränkte die Arme vor der Brust. »Sie sind also ein gewaltloses Haus?«

»Ja.«

»Und die bewußtlosen Parfygäste, was geschieht mit ihnen?«

»Sie scheinen das Essen nicht vertragen zu haben. Das ist es wohl. Haben Sie etwas zu sich genommen?«

»Nur getrunken.«

»Dann hatten Sie Glück.« Fiona erhob sich aus ihrem Sessel. Suko beobachtete sie genau. Mit etwas plump wirkenden Bewegungen schaukelte sie auf eine Anrichte zu, blieb vor ihr stehen und legte ihre Arme auf die Platte. Da über der Anrichte ein ovaler Spiegel hing, konnte sie Suko trotzdem beobachten.

»Was wollen Sie von mir?«

»Eine Erklärung für die Vorgänge.«

Fiona lachte. »Fragen Sie Carina Colby.«

»Die habe ich nicht gefunden, deshalb halte ich mich an Sie, weil Sie doch miteinander befreundet sind.«

»Ja, das stimmt.«

»Also? Was ist hier geschehen?«

»Sie sollten gehen, Chinese. Das ist ein guter Rat, den ich Ihnen geben kann.«

»Und wenn ich bleibe?«

Fiona lachte leise. »Kann das für Sie böse Folgen haben, glauben Sie mir.«

»Ich würde dann so enden wie die übrigen Gäste hier.«

»Noch schlimmer.«

»Vielleicht würde mich ein Ghoul angreifen — oder?«

Suko hatte das Wort Ghoul kaum ausgesprochen, als die Liliputanerin herumfuhr. Sie starrte Suko direkt ins Gesicht, mußte dabei ihren Kopf in den Nacken legen. »Was meinen Sie mit einem

Ghoul?«

»Kennen Sie keine Ghouls?«

Sie bewegte ihren Kopf so wild, daß die beiden Zöpfe flogen.
»Müßte ich sie kennen?«

»Eigentlich schon, denn der Geruch, der sich in diesem Hause ausgebreitet hat, erinnert mich an einen Ghoul. Verwesung, Moder, das sind seine Zeichen. Wenn dieser Gestank durch die Gänge kriecht, ist er nicht weit.«

»Dann zeigen Sie ihn mir bitte.«

»Ich suche ihn noch.«

Fionas Gesicht verzog sich zu einem lauernden Lächeln. »Ach so ist das. Haben Sie denn eine Spur?«

»Vielleicht.«

»Und da sind Sie zu mir gekommen?«

»Ja, obwohl ich eine andere Person suchte. Nun nehme ich mit Ihnen vorlieb.«

»Aber einen Ghoul fanden Sie nicht.«

»Wer weiß. Seit ich dieses Zimmer betreten habe«, Suko ging jetzt auf Fiona zu, »habe ich das Gefühl, daß der Geruch noch stärker geworden ist. Dafür gibt es nur eine Lösung. Sie sind ein Ghoul, Fiona!«

Die Liliputanerin rührte sich nicht. Sie hielt den Kopf weiterhin zurückgelegt und schaute zu Suko hoch. »Tatsächlich, Sie haben recht, Mister. Ich bin ein Ghoul.«

»Das dachte ich mir.«

»Aber Carina ist keiner. Sie profitiert nur von uns.«

»Von uns?«

Die Augen im Gesicht der kleinen Frau begannen zu leuchten. »Ja, von uns. Ich bin nicht die einzige. Dieses Gelände ist — Menschen würden sagen — ghoulverseucht. Und in dieser Nacht werden sie kommen und ihren Hunger stillen.«

Sukos Gesicht war bei den letzten Worten hart geworden. »Das glaube ich nicht. Niemand wird kommen und seinen Hunger stillen. Auch du nicht, Bestie.« Bevor Fiona noch reagieren konnte, war er schon bei ihr und schlug die Finger seiner rechten Hand in ihre Schulter. Sie zuckte zusammen, das Gesicht verzerrte sich vor Wut. Suko spürte die weiche, beinahe schwammige Haut der Person, und auch der Verwesungsgeruch hatte zugenommen.

Fiona stand unter Druck. Wahrscheinlich wollte sie sich verwandeln und hatte sich in Suko ein neues Opfer ausgesucht. Das Gesicht zerlief bereits, als hätte jemand eine dicke, gallertartige Masse über ihre Züge verteilt. Gleichzeitig begann in ihrem Körper ein grünliches Licht zu leuchten, als hätte man dort kleine Lampen angezündet. Aus dem Mund drang ein stöhnendes Geräusch, das von einem dumpfen Blubbern begleitet war.

Suko stieß sie von sich. Er wollte seine Munition sparen. Um einen Ghoul zu erledigen, brauchte er kein Silbergeschoß, das schaffte er immer mit der Dämonenpeitsche.

Er holte sie hervor, schlug einmal den Kreis, so daß die drei Riemen hervorrutschen konnten.

Doch auch Fiona war nicht untätig gewesen. Sie hatte sich hinter dem kleinen Tisch geduckt, aber da konnte sie dem Chinesen nicht entweichen.

Der hörte den Schuß!

Sekundenlang war er abgelenkt. Draußen war der Schuß aufgeklungen, und es hatte sich nicht nach John Sinclairs Beretta angehört. Eine andere Person mußte gefeuert haben.

Suko drehte sich, schaute zum Fenster, und diese Chance ließ sich Fiona nicht entgehen. Sie stand zwar hinter dem Tisch, aber ihre Hände umschlossen die Lehne eines Stuhls.

Bevor Suko sich ihr wieder zuwenden konnte, hatte sie den Stuhl hochgerissen und gegen den Chinesen geschleudert.

Suko duckte sich noch und tauchte dabei zur Seite weg. Er wurde auch nicht erwischt, aber Fiona bekam die Zeit, die sie brauchte. Im Wegrennen schleuderte sie noch eine Lampe zu Boden. Als die Birne splitterte, wurde es dunkler. Suko sah nur mehr ihren Schatten und hörte die tappenden Schritte.

Fionas Ziel war der Schrank. Wuchtig riß sie die breite Tür auf und tauchte in das Möbel. Suko schoß.

Er ärgerte sich jetzt, die Beretta weggesteckt zu haben, und auch die Kugel war nicht schnell genug. Sie hämmerte nicht in den Rücken des weiblichen Ghouls, sondern jagte in die zurückschwingende Schranktür hinein, die Suko zwei Sekunden später wieder aufriß. Er hätte sich vor Wut irgendwohinbeißen können, denn dies war kein normaler Schrank, sondern ein gut getarnter Fluchtweg. Nicht einmal ein Geheimgang, der Schrank besaß keinen Boden, so daß Fiona direkt in die Tiefe gesprungen war.

Suko schaute hinunter.

Er konnte sie noch sehen, wie sie soeben wegtauchte und sich als Ziel für eine Kugel nicht mehr anbot.

Ghouls lebten in Höhlen, in alten Gräbern, in tiefen Gängen. Auch dieser hier machte da keine Ausnahme. Und wahrscheinlich hatte er unter dem Boden ein ideales Gelände gefunden. Ausgehöhlt und labyrinthartig verzweigt. Suko überlegte, ob er dem Ghoul folgen sollte, er ließ es bleiben. Die Tiefe war nicht abzuschätzen, und er wußte nicht, wie der Boden dort unten aussah.

Aber John Sinclair mußte Bescheid wissen. Deshalb machte Suko kehrt und verließ das Haus.

Ich hatte den Schuß, vielleicht auch den Mord nicht verhindern können, jagte aber mit Riesensätzen über den Rasen, wich den dort liegenden Menschen aus und sah während des Laufens, daß Carina Colby zusammenbrach.

Sie fiel nicht schnell zu Boden, sie sackte in Etappen zusammen, hielt eine Hand gegen ihre Hüfte gepreßt und hatte den linken Arm ausgestreckt, um sich abzustützen.

Ihre Hand versank im Gras. Für einen Moment riß sie sich noch zusammen und schaute zu Lucy Roscyn hoch. In das dumpfe Trampeln meiner Schritte hörte ich ihre keuchende Stimme. »Du... du... verdammt...« Weitere Worte wollten nicht mehr über ihre Lippen. Sie fiel zur Seite und blieb liegen.

Lucy stand neben ihr. Die Waffe hielt sie noch fest, die Mündung war auf Carina gerichtet. Und sie sprach die Frau an, obwohl diese sie wahrscheinlich nicht hörte.

»Das habe ich schon immer gewollt, du Weib, du. Den Mann hast du mir weggenommen, aber ich wollte mich immer rächen, und ich habe es geschafft. Du wirst nichts mehr anrichten können. Wer Lucy Roscyn hintergeht, hat dafür zu büßen!«

Sie beachtete mich überhaupt nicht und wehrte sich nicht einmal, als ich ihr die Waffe aus der Hand nahm. Es war eine kleine Damenpistole. Ein Derringer, der nur zwei Kugeln aufnahm.

Ich steckte die Waffe ein und ging neben Carina Colby in die Knie. Mit der kleinen Lampe leuchtete ich sie ab. Erst als ich ihre rechte Hand zur Seite nahm, nahm ich das Einschußloch in der Hüfte wahr. Die Wunde war winzig, sie blutete kaum. Ich konnte nicht erkennen, welche innere Verletzungen die Frau abbekommen hatte. Jedenfalls mußte sie dringend in ärztliche Behandlung, aber es war nicht möglich, einen Arzt zu holen. Irgend etwas würde geschehen. Zudem hatte ich auch im Haus einen Schuß gehört. Ich wollte nicht, daß die Mannschaft des Rettungswagens direkt in das Grauen hineinfuhr.

»Das hat sie verdient!« sagte Lucy über mir. Ihren Mund hatte sie verzogen. »Darauf habe ich gewartet. Ich habe sie gehaßt, sie war widerlich. Ich hätte sie besser treffen müssen...«

»Seien Sie ruhig!« fuhr ich sie an.

»Mitleid, Polizist?«

»Carina Colby ist ein Mensch. Und kein Mensch hat den Tod durch einen anderen Menschen verdient! Das sollten Sie sich merken, Lucy!«

»Sie verstehen mich nicht!«

Ich wurde abgelenkt, da Suko mit langen Sprüngen über den Rasen hetzte. Er blieb bei uns stehen, schaute auf Carina Colby, dann auf mich und fragte: »Hast du sie erschossen?«

»Nein, sie ist bewußtlos. Lucy hat geschossen.«

»Jawohl, und es tut mir auch nicht leid.«

»Okay, was gab es bei dir Neues? Ich habe auch einen Schuß gehört!«

»Das kannst du wohl sagen, John. Es war die Überraschung. Ich habe eine Liliputanerin namens Fiona kennengelernt. Sie sah aus wie ein Mensch, aber sie war kein Mensch, sondern ein Ghoul, John. Ein weiblicher Ghoul.«

»Und?«

Mein Freund hob die Schultern. »Ich habe einen Fehler gemacht, weil ich zögerte. Ich hätte ihn erwischen müssen. Es war mir leider nicht möglich, deshalb konnte er entkommen. Verdammt, auch.«

»Wohin?«

Suko deutete auf den Boden. »Der konnte durch einen Geheimgang verschwinden. Ich bin klassisch reingelegt worden, und ich weiß jetzt, daß sich unter unseren Füßen ein Labyrinth befindet.«

»Nicht nur das, Suko. Auch ein Ghoul-Friedhof.«

Mein Freund starrte mich an, als hätte ich einen schlechten Scherz gemacht. »Hier unten soll sich ein Ghoul-Friedhof befinden?« fragte er noch einmal nach.

»Wir haben es selbst vernommen. Und Carina Colby hatte keinen Grund, uns zu belügen.«

»Das bestimmt nicht.« Mein Freund tastete mit seinen Blicken den

Untergrund vor seinen Füßen ab. »Jeder Friedhof, auch ein unterirdischer, besitzt einen Ein- und einen Ausgang. Den Eingang kenne ich. Der Schrank hat ihn...«

»Nein, bestimmt nicht.« Lucy Roscyn war unserem Gespräch bisher schweigend gefolgt. Nun mischte sie sich ein. »Es ist mir zwar auch neu, aber ich glaube, daß sich der Eingang zu den unterirdischen Stätten im Keller befindet. Das Haus hat einen verdammt düsteren Keller. Da gibt es Räume und Verliese. Ich hatte mich, als ich noch hier wohnte, stets gefürchtet, den Keller zu betreten. Zum Glück beschäftigten wir Personal, das mir entsprechende Aufgaben abnahm. Ich habe auch schon gehört, wie sich ein Dienstmädchen darüber beschwerte, daß es in den Räumen so fürchterlich riechen würde.«

»Ghoulgeruch!« sagte ich knapp.

Lucy hob die Schultern.

Suko deutete auf Carina. »Es wäre am besten, wenn wir sie fragen könnten. Da das nicht geht, müssen wir uns an die Aussagen dieser Fiona halten. Sie hat von einer bestimmten Nacht gesprochen. Von dieser Nacht hier, und wir können davon ausgehen, daß sich die Ghouls die Opfer holen werden. Nicht umsonst sind die Menschen zu Boden gefallen und wie tot liegeengeblieben. Keiner von denen kann sich wehren. Das schafft einfach keiner.«

»Wenn ich dich richtig verstanden habe, schlägst du vor, gar nichts zu tun und auf die Ghouls zu warten.«

Suko nickte. »Bis sie wie Maulwürfe aus der Erde kriechen. Eine andere Chance sehe ich nicht.«

»Das wäre hier kein guter Ort«, gab Lucy zu bedenken. Sie zeigte zum Ende des Grundstücks hin. »Als die Archäologen gruben, haben sie sich dort aufgehalten. Da wurde sogar gerodet, die Stellen sind aber mittlerweile wieder zugewachsen. Ich kann mir vorstellen, daß sich der Friedhof in dieser Gegend befindet.«

Ich schaute Suko an. »Die Idee ist gar nicht so schlecht. Sollen wir dort suchen?«

»Einverstanden.«

»Ich bleibe hier!«

Mein Blick fraß sich an Lucys Gesicht fest. Sie senkte ihre Augenlider nicht. »Ich weiß, was Sie jetzt denken, Mr. Sinclair, aber so ist es nicht, glauben Sie mir. Ich werde Carina nicht töten. Außerdem haben Sie meine Waffe an sich genommen.«

»Man kann einen Menschen auch mit den bloßen Händen umbringen.«

»Das würde ich nicht schaffen.«

Ich beschloß, der Frau noch einmal zu glauben und nickte. »All right, Sie können hierbleiben. Nur geben Sie acht. Wenn tatsächlich Ghouls auftauchen, verschwinden Sie so rasch wie möglich.«

»Ich laufe dann ins Haus.«

Wohl war uns nicht, die Frauen zurückzulassen, aber es gab in diesem Fall wichtigere Dinge.

Diesmal gingen wir schneller. Sehr bald hatten wir den dichten Busch-und Waldrand erreicht und auch die Stelle, an der ich mich aufgehalten hatte.

Dort tauchten wir in die Büsche ein. Gemeinsam bahnten wir uns einen Weg durch den sperrigen Widerstand und liefen über einen weichen Boden. Von irgendwelchen Löcher oder Grabausgängen sahen wir nichts. Wie die starren Arme irgendwelcher Geister huschten die Strahlen der Lampen über den Boden und durch den Wirrwarr der Sträucher, hinter dem die hohen, düsteren Bäume wuchsen. Ich blieb stehen. Mein Freund hielt sich einige Schritte von mir entfernt auf. »Wir müßten eigentlich schon mitten auf diesem verdamnten Ghoul-Friedhof stehen«, sagte er.

»Das glaube ich auch.«

Ghouls riecht man, bevor man sie sieht. Ich hätte mir jetzt den

Leichengeruch gewünscht, wurde aber leider enttäuscht. Uns blieb nichts anderes übrig als weiterzusuchen.

Dann hörten wir das Geräusch. Es war nicht sehr laut, in der Stille aber deutlich zu vernehmen.

Auch Suko war es nicht entgangen. Da er näher an der Quelle stand als ich, lief er auch als erster los. Ich verfolgte ihn mit dem Strahl meiner Lampe. Suko hatte Glück, da er eine kleine Lichtung erreichte, auf der kaum Gestrüpp wuchs.

Seine Gestalt zeichnete sich konturenscharf im Lichtstrahl ab. Zwar warfen einige Zweige und Äste Schatten über seinen Rücken, das störte nicht. Ich konnte ihn gut sehen und auch erkennen, wie er plötzlich ab-und nach vorn rutschte, noch beide Arme hochriß, bevor er verschwunden war.

Ich kam nicht dazu, mich von dieser Überraschung zu erholen, denn einen Moment später brach auch nicht weit von mir entfernt die Erde auf. Jetzt hatten die Ghouls freie Bahn...

Chris Landen fühlte sich wie lebendig begraben!

Er hatte mal eine Geschichte darüber gelesen, in dem der Autor die Gefühle des Helden so genau und detailgetreu schilderte, daß der Leser regelrecht mitlitt und zitterte. Wenigstens war es Chris so ergangen, und er hatte sich gewünscht, daß ihm so etwas nie passieren würde. Nun war er erwischt worden.

Die absolute Dunkelheit hüllte ihn ein. Wohin er sich auch drehte und tastete, seine Hände glitten nur über den feuchten, dicken Lehm des Stollens.

Er dachte auch daran, daß nur eine begrenzte Menge Luft zur Verfügung stand. Das hatte auch der Held in dem Buch gewußt, und seine Qualen waren dadurch noch verdoppelt worden.

Und so hockte er in dem verdamnten Loch und vegetierte dumpf vor sich hin. Er konnte an nichts anderes mehr denken als an einen

schrecklichen Tod, doch irgendwann — damit überraschte er sich selbst — überwand er auch diese Phase.

Lebenswille flackerte in ihm hoch und wurde zu einer gewaltigen Flamme. Nein, er wollte nicht sterben, nicht in so jungen Jahren. Vielleicht gab es eine Chance. Im Schein der Flamme hatte er einen Stollen gesehen, der sich in die Erde hineinschob. Möglicherweise endete der an einem weiteren Ausgang, der ihn ohne Tücken ins Freie führte.

Noch einmal zündete er das Feuerzeug an. Die kleine Flamme brachte nicht viel Licht.

Sie reichte aber aus, um den Stollen zu sehen und seine Höhe auszuloten.

Aufrecht gehen konnte er nicht. Er mußte sich auf Händen und Füßen fortbewegen, wobei er nur hoffte, daß genügend Sauerstoff vorhanden war und er nicht unterwegs erstickte.

Chris kroch los. Allein hinein in die stickige, dumpfe Schwärze, die für ihn etwas Würgendes an sich hatte, was sich wie ein Reif um Kehle und Brust legte.

Er rutschte und kroch. An manchen Stellen glitt er durch einen widerlichen feuchten Untergrund, dann wiederum war der Boden trockener, aber die Luft wurde schlechter.

Noch konnte er atmen, und da ihn das Kriechen anstrengte, mußte er tief Luft holen. Bis er den Gestank merkte.

Er lag plötzlich auf seiner Zunge wie ein Pelz und füllte auch gleichzeitig den Rachen aus.

Noch vor zwei Stunden hätte sich Chris nur geekelt, nun aber bekam er schreckliche Angst.

Schon einmal hatte er einem Ghoul gegenübergestanden, und er wußte, daß es nicht lange dauern würde, bis der zweite erschien. Chris bewegte sich nicht mehr weiter. Er blieb aber in seiner knienden Haltung, lauschte nach vorn, nahm den Leichengeruch auf

und hörte ein dumpf klingendes Schmatzen und Schlürfen.

Das Untier lauerte schon in der Nähe...

Da seine Sinne so gespannt waren, fand er heraus, daß dieses Geräusch nicht von vorn kam, sondern seitlich von ihm aufklang. Chris fürchtete sich davor, sein Feuerzeug anzuschmeißen, aber er mußte einfach Bescheid wissen, sonst drehte er noch durch. Daß er hier unten herunkroch, war schon der halbe Wahnsinn. Beim ersten Versuch klappte es nicht, er sah nur das Sprühen der Funken. Erst beim zweiten Mal fing das herausströmende Gas Feuer. Zum Glück war noch genug Sauerstoff vorhanden.

Zunächst sah er nicht viel, bis er sich und seinen Arm nach links drehte. Da erfaßte die Flamme in der Wand die Nische oder Höhle. Ein viereckiges Loch, vielleicht der Eingang von einem Grab, der aber nicht leer war, denn dort hockte der Ghoul.

Ein schreckliches Wesen. Im Prinzip fast skelettiert, aber noch mit einigen Hautfetzen bedeckt, die grünlich schimmerten. Einen Kopf besaß der Ghoul ebenfalls.

Die Masse war schleimig und sah aus wie ein gewaltiger Beutel. Christ drehte sich fast der Magen um, als er dies sah. Es würgte ihn, und als die Bestie einen Knochenarm vorstreckte, wich er nicht zurück. Im Gegenteil, er hielt die Flamme an die Stoffetzen, die ebenfalls am Arm klebten.

Sie waren pulvertrocken. Im Nu stand der Ghoul in Flammen. Er brannte, er sprühte förmlich, und seine Knochen explodierten. Das bekam Chris kaum noch mit. Für ihn gab es nur die Flucht. So rasch er konnte, bewegte er sich auf Händen und Knien weiter, schaute einmal noch zurück und konnte erkennen, daß die brennende Masse des Ghouls wie ein flammender Ball aus der Nische in den Tunnel gerutscht war und dort zerflamte.

Einen hatte er vernichten können.

Das gab ihm Hoffnung, obwohl er nicht wußte, mit wie vielen

Gegnern er es noch zu tun hatte.

Sicherlich würde es nicht immer klappen. Jedenfalls war seine Hoffnung noch vorhanden.

Dieses Gefühl trieb ihn weiter in den unterirdischen Gang, in dem die Luft immer mieser wurde, so daß er so gut wie nicht mehr atmen konnte. Die erste Phase einer Erschöpfung zeichnete sich bei ihm ab. Die Bewegungen verloren an Kraft und Stärke. Schlapp und matt kroch er voran, immer darauf gefaßt, auf einen weiteren Ghoul zu treffen. Manchmal, wenn er leuchtete, konnte er in die Kammern oder Gräber hineinschauen, hatte aber keinen weiteren Ghoul entdeckt, obwohl ihm manchmal aus den Öffnungen ein starker Gestank entgegenwehte. Weil der Sauerstoff fehlte, brannte auch die Flamme nicht mehr so intensiv.

Einmal rutschen seine Handflächen über etwas Bleiches, Langes. Als er zupackte, hielt er Knochen zwischen seinen Fingern. Stumpf und abgenagt waren sie.

In einem Wutanfall schleuderte er sie fort und kroch weiter. Wesentlicher langsamer als noch zu Beginn. Er besaß auch nicht mehr die Kraft, sich richtig abzustützen, so glitt er denn wie ein Rekrut über den Lehm Boden. Die Pausen, die er zwangsläufig einlegen mußte, nahmen immer mehr Zeit in Anspruch. Erzitterte am gesamten Körper, wenn er sich hochstemmte, kostete es ihn eine große Mühe, und selbst auf den Ellenbogen konnte er sich nicht mehr abstützen.

Sein Mund stand zwar offen, aber mit dem Gesicht glitt er oft genug durch den Dreck, so daß dieses Zeug ebenfalls in die Mundhöhle gelangte und der Lehm zwischen seinen Zähnen kratzte. Es war so dunkel, daß er tatsächlich nicht die Hand vor Augen sah und sich vorkam wie Jonas, der in biblischer Zeit von einem Walfisch verschluckt worden war.

Auch die Angst vor dem Tod verlieh ihm keine neue Kraft. Chris

Landon hatte den Zustand erreicht, wo es einem Menschen egal ist, ob er stirbt oder weiterlebt.

Dann brach er völlig zusammen.

Irgendwo in der Tiefe und der Dunkelheit des Stollens blieb er liegen, um auf sein Ende zu warten.

In seinem Kopf dröhnte und brauste es. Der Schädel schien um das Doppelte angeschwollen zu sein, das Blut war wie ein dicker Saft, der kaum noch floß.

Von seiner Umgebung nahm er nichts mehr wahr. Deshalb merkte er auch nicht, wie ihm der fürchterliche Gestank entgegenwehte, der von den schrecklichen Ghouls ausging. Er huschte über ihn hinweg, streichelte sein Gesicht, aber das war Chris egal. Den Ghouls nicht.

Sie hatten in den Gangnischen gelauert und mitbekommen, wie der Mensch an ihnen vorbeigekrochen war. Kaum lag er zu Tode erschöpft am Boden, als sich die Schleimmassen aus ihren Verstecken lösten und sich in den Stollen fallen ließen. Sie wirkten wie Kugeln, in denen ein gelbes Augenpaar leuchtete. Zielsicher fanden sie den Weg zu ihrem wehrlosen Opfer.

Lucy Roscyn war allein zurückgeblieben. Und vor ihr lag die Frau, die ihr den Mann weggenommen hatte und die sie so sehr haßte. Ja, sie haßte sie, und sie hätte ihr noch eine Kugel gegeben, doch dagegen stand das Versprechen, Carina nicht zu töten.

Deshalb sprach sie mit ihr. »Du wirst nichts mehr von meinem Mann haben. Du hast dafür gesorgt, daß er getötet wurde, aber du wirst auch dein Leben nicht mehr genießen können, das schwöre ich dir. Die Bullen bringen dich hinter Gitter, wo deine Schönheit abblättert wie alter Putz von der Wand. Wer hoch hinaus will, kann tief fallen, das wirst auch du noch merken.«

Es tat Lucy gut, diese Worte sprechen zu können. Da gab sie sich selbst Mut, da möbelte sie sich praktisch wieder auf. Sie lud ihren

seelischen Akku.

Nicht immer konnte sie auf der Stelle stehenbleiben. Deshalb ging sie ihre Kreise durch den Garten, war aber sehr vorsichtig und sah zu, auf keinen der umherliegenden Körper zu treten.

Sie blieb stets in Sichtweite der verletzten Frau, die sich noch nicht gerührt hatte, dann aber so laut stöhnte, daß Lucy aufmerksam wurde und wieder zu ihr hinlief.

Fast an der gleichen Stelle blieb sie neben ihr stehen und schaute auf sie herab.

Carina Colby hielt die Augen offen. Die untere Gesichtshälfte war verzerrt. Die Frau mußte Schmerzen verspüren, die Hand, die nach wie vor auf dem Schußloch der Wunde lag, zitterte, aber Carina interessierte sich allein für die Person, die vor ihr stand.

»Du!« keuchte sie plötzlich. »Du hast auf mich geschossen. Ich habe es gesehen. Du hast dich nicht geschämt, auf mich zu schießen, obwohl ich unbewaffnet gewesen bin!«

»Ja, ich schoß!«

»Und weshalb?«

»Da fragst du noch. Verdammt, du hast mir den Mann weggenommen. Du hast dich an ihn herangemacht und auch mein Leben dadurch zerstört. Dafür hast du büßen müssen. Ich hätte dich genauer treffen sollen, dann wärest du nicht mehr am Leben.«

Trotz ihrer Verletzung mußte Carina lachen. Es war mehr ein Krächzen, das aus ihrer Kehle drang. »Täusche dich nicht, Lucy. Täusche dich nur nicht. Ich bin zäher, als du denkst, das kannst du mir glauben. Und ich habe sehr gute und mächtige Freunde, die mir zur Seite stehen und mich beschützen.«

»Die Ghouls?« Lucy lachte. Es klang nicht freudig oder triumphierend, eher unsicher. »Wie können dich die Ghouls beschützen, wenn zwei Leute hier in der Nähe sind, um sie zu vernichten. Sie kamen, um mit der Pest aufzuräumen. Ich war bei

ihnen, ich kenne mich aus. Nein, du hast keine Chance, auch wenn du auf Fiona setzt.«

»Lebt sie noch?«

»Noch ist gut, nicht mehr lange.«

»Dann habe ich eine Chance!« Lucy schüttelte den Kopf.

»Solange ich neben dir stehe, gibt es für dich kein Entkommen.«

»Wer weiß!«

Lucy wurde durch die Arroganz der schönen Frau verunsichert. Sie hob einen Fuß an, weil sie Wut überschwemmte, und es sah so aus, als wollte sie die Verletzte treten.

Sie trat aber nicht zu, dafür blieb sie in dieser ungewöhnlichen Haltung stehen.

Ein fürchterlicher Geruch war an ihre Nase geweht worden. Verwesungsgestank...

Auch Carina Colby hatte ihn wahrgenommen, und sie bekam wieder Oberwasser.

»Na, habe ich es dir nicht gesagt? Man läßt mich nicht im Stich. Meine Freunde sind bereits unterwegs, um mit dir allein abzurechnen, Lucy. Du hast dich vertan, wie so oft in deinem Leben. Es gibt für dich keine Chance mehr...«

»Halt dein Maul!«

Lucy war nervös geworden und suchte nach der Gefahrenquelle. Sie entfernte sich ein wenig von der verletzten Frau, drehte sich auch dabei und sah die schreckliche Gestalt im Gras hocken.

Nein, das war kein Mensch mehr. Eine Mischung aus Echse, Schlange und Frosch, obwohl der Schädel und die Umrisse des Körpers noch menschliche Formen zeigten.

Der Größe nach mußte es Fiona sein. Fiona, der Ghoul!

Lucy Roscyn schalt sich einen Narren, so unaufmerksam gewesen zu sein. Für einen Moment drehte sie den Kopf, um nach Sinclair und Suko zu suchen. Von beiden sah sie nichts. Aber sie hatten ihr zur

Flucht geraten, falls irgend etwas schief lief.

»Pack sie, pack sie!« Carinas Stimme klang wütend und aggressiv.

»Los, du mußt sie kriegen.«

Diese Worte galten zwar dem Ghoul, aber sie peitschten gleichzeitig den Widerstandswillen in Lucy hoch. Sinclair und sein Kollege hatten ihr zur Flucht geraten.

Bisher war sie stehengeblieben, jetzt wollte sie weg. »Wir sehen uns wieder!« zischte sie Carina zu und sprang über die Verletzte.

»Ja, in der Hölle!«

Den Satz hörte Lucy nicht mehr. Für sie war das Haus wichtig. Es besaß zahlreiche Verstecke. Da hätte der Ghoul schon Stunden suchen müssen, um sie zu finden.

Leider konzentrierte sich Lucy zu sehr auf das Haus und dachte nicht mehr daran, mit welchen Hindernissen der Boden bedeckt war. Es war ein junges Mädchen, das schräg lag und ihr zum Verhängnis wurde. Sie stolperte, wurde nach vorn gedrückt, riß zwar noch die Arme hoch, doch einen Halt konnte sie nicht finden.

Lucy fiel. Aus ihrer Kehle löste sich dabei ein Schrei. Auf hartem Asphalt hätte sie sich bestimmt etwas aufgeschlagen oder sich stark verletzt, hier fiel sie weich, das war ihr Glück, aber den stechenden Schmerz im rechten Handgelenk konnte sie nicht mehr ignorieren. Sie hatte sich abstützen wollen und war umgeknickt.

Jetzt mußte sie wieder hoch.

Lucy drehte sich dabei und erstarrte vor Angst.

Sie sah den Ghoul. Ein grünlich leuchtendes Monstrum, aus einer anderen Welt, ein Überbleibsel der Keltzeit, wie auch immer. Eines stand fest.

Es war ein Mörder!

Und er warf sich auf sie.

Der Schrei der bedauernswerten Frau erstickte in einem dumpfen Gurgeln, als sich die Schleimpranke auf ihren Mund preßte und der

nächste Schleimschub ihren gesamten Kopf umhüllte, so daß sie keine Luft mehr bekam. Für Lucy Roscyn war es der Anfang vom Ende. Ihre Widersacherin Carina lag auf dem Rücken. Sie konnte nicht sehen, dafür hören.

Es waren die schlimmsten und fürchterlichsten Geräusche, die ein Ghoul produzieren konnte. Jeder Mensch hätte sich abgewendet oder sich die Ohren zugehalten.

Nicht so Carina.

Sie haßte Lucy ebenso, wie sie von Lucy gehaßt wurde. Beide wünschten einander den Tod.

Lucy würde keine Chance haben, an einer Hüftwunde aber starb man nicht so leicht.

Carina fieberte dem Augenblick entgegen, wo sie endlich Bescheid wußte. Es war nicht nur das innere Fieber, sondern auch das Wundfieber, der Schüttelfrost, der durch ihren Körper raste. Manchmal war der Schweiß auf ihrer Stirn heiß, fast kochend, wie sie meinte, dann eiskalt...

Plötzlich wurde es still..

Nur der Gestank war noch vorhanden. Diesmal sogar sehr intensiv, aber das störte Carina nicht. Schließlich hatte sie lange genug mit dem Monstrum Fiona zusammengelebt. Für beide war dieser James Colby nur Mittel zum Zweck gewesen.

Carina Colby lag auf dem Rücken. Grashalme kitzelten ihre Wangen, als sie den Kopf nach links drehte und das grünliche Leuchten sah, das über dem Rasen schwebte.

Fiona kehrte zurück...

Sie bewegte sich träge, aber in den kreisrunden Augen stand ein siegessicheres Leuchten. »Es gibt sie nicht mehr, wie?«

Fiona nickte. Sie blieb neben Carina hocken. Schleimtropfen fielen auf den Körper der Verletzten, was diese aber nicht weiter störte. Schließlich war Fiona ihre Vertraute.

»Ich will hier weg. Wir müssen weg. Es sind Jäger da, die dich töten können, Fiona.«

Der weibliche Ghoul reagierte nicht. Er stemmte sich ein Stück höher und schaute zum Ende des Grundstücks hin, ob sich dort möglicherweise etwas tat.

Zu sehen war nichts.

Aber zu hören. Der Wind wehte Schreie herbei und auch den dünnen Klang der Schüsse...

Es hätte keinen Sinn mehr gehabt, Suko eine Warnung zuzurufen. Er verschwand vor meinen Augen in der Tiefe und konnte sich auch nicht mehr halten. Ich wollte hinterher.

Der erste Sprung gelang mir, der zweite auch, aber da sackte ich bereits mit dem rechten Fuß weg und trat mit dem Bein bis hoch zur Kniescheibe in die Erde.

Ich steckte fest!

Natürlich hätte ich das Bein hervorziehen können, dazu brauchte ich einen festen Stand. Den bekam ich nicht, weil vor mir ebenfalls die Erde einsackte.

Ich rutschte noch tiefer und spürte, daß sich etwas um meinen rechten Fußknöchel wickelte.

Schleimig und gleichzeitig fest. So griffen, das wußte ich auch, Ghoulklauen zu.

Meinen Oberkörper schleuderte ich nach rechts, wo ein Nadelbaum aus dem Boden wuchs. Obwohl die Nadeln in die Haut stachen, griff ich mit beiden Händen zu und umklammerte hart einen der dünnen Äste. So konnte ich mich halten und mich auch noch mit dem freien Bein freistrampeln. Als das geschehen war, kam der Ghoul aus seinem Versteck hoch. Er hielt sich an meinem Knöchel fest. Ich hatte den Eindruck, als würden seine blaßgrünen, schleimigen Arme, die im Licht der auf dem Boden liegenden Lampe leuchteten, noch

mehr in die Länge gezogen.

Sein Gesicht erschien.

Eine teigige, dünne, gleichzeitig geleeartige Masse, in der zwei Augen schaukelten. Darunter sah ich viel Maul und auch drei spitze Hackzähne. Nur noch mit der linken Hand hielt ich mich fest. Mit der Rechten holte ich die Beretta hervor und schoß.

Der Schädel war nicht zu verfehlen.

Die geweihte Silberkugel hieb in ihn hinein und zerstörte ihn, so daß die Masse nach allen Seiten wegspritzte.

Das Ende eines Ghouls, auch wenn er noch so alt sein mochte und zu den Kelten gehört hatte.

Ich kam wieder frei, riß die kleine Lampe an mich und schlug einen Bogen um das Loch im Boden. Grassoden und Lehm waren in einen regelrechten Krater gefallen, dessen Größe ich nicht einmal ahnte. Und von Suko sah ich nichts.

Ich hörte ihn aber. Seine Stimme klang dumpf. Sie war unter der Erde aufgeklungen.

Ich konnte mir gut vorstellen, daß ihn die Ghouls in verdammt große Bedrängnis gebracht hatten...

Suko war im wahrsten Sinne des Wortes eingebrochen. Er hatte sich überraschen lassen. Zum Glück war er nicht in einen Schacht gerutscht, sondern landete unter dem Boden in einem Tunnel oder Gang. Von oben herab kippte noch genügend Dreck, der sich auf seinem Körper ausbreitete und sich in seinem Nacken festsetzte. Er fand auch den Weg in den Kragen und rollte den Rücken hinab. Die Masse, in die er mit beiden Füßen zuerst hineingeraten war, kam ihm vor wie Pudding. Erst wenig später wurde ihm bewußt, daß er einem der Ghouls geradewegs auf den Körper gesprungen sein mußte. Und der griff nach ihm.

Er wollte ihn wegzerren und gleichzeitig mit seinen Klauen Sukos

Kehle erreichen.

Der Inspektor winkelte ein Bein an und drückte es vor. Er traf zwar die weiche Masse, den Ghoul bekam er nicht los. Und von der rechten Seite näherte sich bereits die zweite widerliche Wolke aus Verwesungsgeruch, die den Chinesen überschwemmte.

Der Kopf der Bestie befand sich in Gürtelhöhe. Suko spürte bereits die gefährlichen Zähne, die an seiner Kleidung zerrten und auch in sein Fleisch schlagen wollten.

Er schlug mit seiner Faust auf den weichen Kopf.

Der Ghoul sackte zusammen. Er ließ Suko zwar nicht los, doch der Inspektor bekam einen gewissen Spielraum, so daß es ihm gelang, die Beretta zu ziehen.

Seitlich preßte er die Mündung in die weiche Masse und drückte ab. Der Schuß klang gedämpft, als würde sich ein Schalldämpfer auf der Mündung befinden, aber Suko hatte Erfolg.

Unter und vor ihm wurde die Masse schlaff. Die Wucht der Kugel hatte den grünlichen Schleim auseinandergetrieben, so daß Suko sich wieder frei bewegen konnte und sofort nach rechts schaute, wo die zweite Wolke herkam.

Er hatte die kleine Lampe nicht verloren und konnte in die Richtung leuchten.

Seine Augen wurden groß vor Überraschung. Er sah nicht nur einen Ghoul, auch eine andere Person, und das war ein Mensch. Ein junger, blonder Mann, der Lederkleidung trug und wie tot auf dem Boden lag.

Der Ghoul hockte über ihm.

Suko schoß.

Die geweihte Silberkugel hieb in die schwammige Masse. Sie fetzte sie auf und riß sie fast auseinander. Die einzelnen Teile klatschten bis gegen die Wände, wo sie festgingen und dann als breite Lachen nach unten rutschten.

Das war erledigt.

Trotzdem verließ Suko den Tunnel nicht. Er kroch auf den jungen Mann zu, packte ihn unter beide Achselhöhlen, rief ihn an, doch er bekam keine Reaktion.

Also schleppte Suko den Mann zurück.

Bis er Johns Stimme hörte, sich umdrehte und in die Höhe schaute. Ich lag auf dem Bauch. Es war die beste Möglichkeit der Gewichtsverteilung, sonst wäre ich noch voll eingebrochen und hätte mehr zerstört als gerichtet.

»John, nimm ihn!«

Ich streckte Suko meine Arme entgegen, und er hievte den blondhaarigen Mann hoch. Mit meinen beiden Händen umklammerte ich die Gelenke und zog, während Suko den Körper nachschob. So bekamen wir den Mann wieder frei.

Erst jetzt konnte ich mich näher um ihn kümmern, untersuchte ihn und stellte fest, daß er nicht tot war. Er war nur völlig erschöpft, atmete saugend, keuchte und mußte sich dabei auch übergeben. Ich zog ihn aus der unmittelbaren Gefahrenzone und legte ihn neben einem Weidenbusch nieder. Suko kletterte inzwischen aus dem eingebrochenen Tunnel.

Etwas schwankend kam er zu mir und nickte mir zu. »Das war knapp für ihn.«

»Und die Ghouls?«

»Ich habe zwei erledigen können.« Er hatte seine kleine Lampe wieder genommen und strahlte in die Runde.

Der Boden war an einigen Stellen aufgebrochen und wies große Löcher auf. Einen Ghoul jedoch sahen wir nicht. Falls noch welche vorhanden waren, hielten sie sich zurück.

»Die sind wie Maulwürfe!« kommentierte Suko und schüttelte den Kopf.

»Maulwürfe räuchert man aus, aber was macht man mit Ghouls?«

»Keine Ahnung.«

Wir warteten, denn wir gingen beide davon aus, daß noch mehr dieser Wesen hochkommen würden, falls sie überhaupt vorhanden waren. Keiner ließ sich blicken. Sie hatten sich alle zurückgezogen, oder es waren tatsächlich nicht mehr gewesen.

Mittlerweile hatte sich auch der von uns gerettete junge Mann wieder erholt. Wir hörten ihn ächzen, er wollte auch etwas sagen, doch diesem Krächzen konnten wir nichts entnehmen.

»Langsam langsam«, sagte ich. »Alles der Reihe nach.« Ich erkundigte mich anschließend, wer er war.

»Ich war der größte Trottel, denn ich habe mich von dem verdammten Weib kaufen lassen.«

»Carina Colby?«

»Ja, ich war ihr Geliebter. Stellt euch das vor. Sie hat mich eingelullt.«

»Und jetzt?«

»Als sie merkte, daß ich nicht so wollte, ließ sie ihre Freundin auf mich los. Fiona, einen Ghoul. Verdammt, ich konnte ihr soeben noch entwischen, doch dabei landete ich unter der Erde und mußte kriechen. Irgendwann brach ich dann zusammen, aber einen Ghoul habe ich durch Feuer vernichten können.«

»Diese Fiona aber nicht.«

»Nein, die habe ich nicht gesehen.«

»Und wir auch nicht, John. Gibt dir das nicht zu denken?«

»Kann schon sein.« Ich schaute den jungen Mann an. »Können Sie laufen?«

»Das schaffe ich schon.«

Wir halfen ihm trotzdem hoch. Er bedankte sich und stellte sich dann vor. Wir nannten ebenfalls unsere Namen und gaben uns auch als Polizisten zu erkennen. Das gefiel ihm wohl nicht, doch er enthielt sich eines Kommentars. Nur seine Mundwinkel bekamen

einen etwas verächtlichen Zug.

Um den Rasen zu erreichen, mußten wir den Buschgürtel wieder durchbrechen. Suko erklärte schweren Herzens: »John, wir haben einen Fehler gemacht.«

»Ich weiß!«

Suko sprach weiter. »Wir hätten die beiden Frauen nicht allein lassen sollen. Fiona, dieses Mittelding aus Liliputaner und Ghoul, war nicht unter den vernichteten Bestien. Die hat in aller Ruhe abwarten können, was sich tat.«

Ich ärgerte mich, aber man kann eben nicht an alles denken. Endlich standen wir auf dem Rasen. Auch Chris Landon war zu uns aufgeschlossen. Er hatte sich gut gehalten. Von seiner Lederkleidung war nicht mehr viel zu sehen. Feuchter Lehm bedeckte seine gesamte Kleidung.

Die drehbaren Scheinwerfer warfen ihre breiten Lichtlanzen in die Finsternis. Die Menschen auf dem Boden wirkten wie erstarrte Schatten, und eigentlich hätten wir auch Lucy Roscyn sehen müssen, weil sie ja wohl als einzige aufrecht stand.

Wir sahen sie nicht.

»Es war ein Fehler«, sagte auch ich jetzt.

Gemeinsam liefen wir los, sprangen über die Gäste hinweg und erreichten den Ort, wo wir die beiden Frauen zurückgelassen hatten. Weder Lucy noch Carina sahen wir.

»Gütiger Himmel!« stöhnte Suko.

Ich war mit einem Sprung bei ihm.

Er hatte Lucy entdeckt, und ich sah sie jetzt auch. Zwischen James Colby und ihr gab es im Aussehen keinen Unterschied mehr...

»Ich ahnte es!« flüsterte Suko. »Verdammt, ich habe es geahnt. Es war so furchtbar.«

Auch Chris war nähergetreten. Er hatte seine Hand vor die Lippen

gepreßt und nickte. »Ja!« preßte er hervor. »Ja, ich habe es gesehen. Ich weiß, wie sie es machen...«

Mein Blick glitt hinüber zur Hausfassade. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Fiona und Carina das Weite gesucht hatten. Sie befanden sich bestimmt noch in der Nähe.

Eine donnernde Explosion zerfetzte die Stille. Chris brüllte, Suko, der neben ihm stand, schrie ebenfalls, hechtete zu Boden und riß den jungen Mann mit, der an der Brust aus zahlreichen kleinen Wunden blutete. Dort hatte ihn die Schrotladung erwischt, und Suko hatte ebenfalls noch etwas abbekommen.

Von vorn, also vom Haus her, war geschossen worden. Da mußten sie stecken.

»Bleib liegen!« schrie ich Suko zu, machte mich klein und lief beiden davon.

Mein Ziel war einer der großen Standscheinwerfer. Sie waren ziemlich hoch angebracht, da ich ebenfalls sehr groß war, konnte ich sie erreichen und auch drehen. Das Gehäuse des Scheinwerfers war zum Glück nicht so heiß, daß ich mir die Finger verbrannte. Meine folgende Aktion mußte schnell und überraschend ablaufen, sonst entwischte mir der weibliche Ghoul schon wieder.

Ich hatte mir ungefähr ausrechnen können, an welcher Stelle die Schüsse gefallen waren. Deshalb mußte ich den Scheinwerfer seitlich und auch höher drehen.

Wie ein bleiches Phantom huschte der Lichtkegel ein Stück an der Hauswand entlang, erfaßte auch die Terrasse in der oberen Hälfte, ich drehte ihn noch höher — und sah die Gestalt.

Sie stand auf dem Dach, hielt eine Schrotflinte in der Hand, die ungefähr in meine Richtung zeigte. Ich sprang vom Scheinwerfer weg und zog meine Beretta.

Nur wenige Augenblicke hatte ich die Gestalt im grellen Kegel sehen können, aber das hatte mir gereicht.

Fiona sah scheußlich aus. Der harte, schon gnadenlose Lichtkegel ließ jedes Detail erscheinen, und ich erkannte auch, daß die Metamorphose ungefähr auf halber Strecke zur Ruhe gekommen war. Der unförmige, grüne, schuppig wirkende Körper wirkte ballonartig aufgedunsen, leuchtete von innen, und auf ihm wuchs der Kopf.

Rund und gleichzeitig eckig, eingerahmt von zwei schwarzen, baumelnden Zöpfen. Die Haut bedeckt von grünem Schleim, der aus den Haaren zu rinnen schien.

Es war eine doppelläufige Schrotflinte, die sie in den normalen Händen hielt, und die Entfernung reichte auch aus, um mich mit dem zweiten Schuß zu erwischen.

Bevor sie dies tun konnte, drückte ich ab. Ich jagte mehrere Kugeln aus dem Lauf. Die schmetternden Schußexplosionen trieben durch den Garten, so daß es sich anhörte, als wollte ein Echo das andere einholen. Sie schoß noch, obwohl mindestens zwei Kugeln in ihrem widerlichen Körper steckten. Aber sie hatte die Zielrichtung nicht mehr einhalten können. Vor der Terrasse jagte die Schrotladung in den Boden. Dann kippte sie.

Ich sah Fiona, den Ghoul, in Zeitlupe fallen. Der Körper wurde nach vorn gedrückt, sie hielt das Schrotgewehr noch fest wie einen letzten Rettungsanker, und als sie der Erde entgegenfiel, lösten sich bereits klumpige Tropfen aus der Körpermasse.

Die Schußechos waren verrollt. Ich hörte es klatschen, als sie aufprallte, und wußte, daß dieses Wesen niemandem mehr gefährlich werden konnte.

Nicht ich stand als erster bei ihr, sondern mein Freund Suko mit zerrissenem rechten Hosenbein. Dort hatte ihn die Ladung noch gestreift.

Der Ghoul löste sich vor unseren Augen auf. Er hatte schon eine Lache gebildet, die wegschwamm. In ihr zitterten noch letzte Sehnen- und Knochenreste.

Suko schlug mir auf die Schultern. »Gut gemacht, John.«

Chris Landon war verletzt, aber nicht lebensgefährlich. Durch die relativ große Entfernung hatte die Ladung nicht mehr die ursprüngliche Wucht besessen.

Auch Carina Colby lebte noch. Sie lag im Wohnraum zwischen den anderen und war bewußtlos geworden. Suko alarmierte unseren Rettungsdienst. Es sollten mehrere Ärzte kommen, die sich um die Vergifteten kümmern mußten. Was tatsächlich geschehen war, brauchte keiner zu wissen.

Ich saß auf den Treppenstufen der Terrasse, rauchte eine Zigarette, als Chris zu mir kam. Irgendwo hatte er Pflaster aufgetrieben und sie auf die Brust geklebt.

»Da müssen aber noch die Kugeln aus dem Fleisch geholt werden«, sagte ich zu ihm.

»Ich weiß. Haben Sie mal eine Zigarette?«

»Sicher.«

Während er den Rauch ausatmete, fragte er mich:

»Kennen Sie eigentlich einen Rohbau an der...«

»Natürlich!«

Scharf drehte er den Kopf. »Dann haben Sie bestimmt auch die Tote gesehen. Sie hieß Kitty.«

»Ja. Und Sie waren der junge Mann, der die Gruppe anführte?«

Er nickte.

»Es tut mir leid, aber Kitty konnte niemand mehr helfen.«

Chris senkte den Kopf und preßte seine Hände gegen das Gesicht. Er weinte plötzlich, und nicht nur ich wußte, daß dies gut für ihn war. Eine menschliche Reaktion kann eben nie verkehrt sein. Aber er würde lange brauchen, um sein seelisches Gleichgewicht wiederzuerlangen...

ENDE